Die Christliche Welt

HERAUSGEBER: PROFESSOR D. MARTIN RADE

Nr. 29/30 — Gotha, 23. Juli 1925 — 39. Jahrgang

Inhalt: Der Erbschichter — Nicaea. Die erste ökumenische Synode vor 1600 Jahren — Die Weltkonferenz der Kirche Christi für Glaube und Verfassung (faith and order). 1. Grundsätzliches. Stellung zur Weltkonferenz für praktisches Christentum und zum Weltbund für Freundschaftsarbeit der Kirchen — Kultische Katholizität (Wallau) — Stockholm — Der Krieg als Religion — Leuchter um die Sonne (von der Trenck) — Pfingsttagung auf Burg Lauenstein in Thüringen — Der Dresdener Kongreß für Innere Mission — Bücher und Schriften: ΑΓΓΕΛΟΣ (Leipoldt); Die Bilder des Genter und des Isenheimer Altars (Günther); Die unendliche Landschaft (Beyer) — Verschiedenes: Statistisches von den preußischen Universitäten Winterhalbjahr 1924/25; Kleine Mitteilungen — Vom Katholizismus der Gegenwart — Wöchentliche Chronik — Anzeigen

Der Erbschichter

Meister, sage meinem Bruder, daß er das Erbe mit mir teile. „Mensch, wer hat mich zum Richter oder Erbschichter über euch gesetzt?" Luk. 12, 14

Dieses Gespräch, das gewiß zu den allerechtesten Geschichten gehört, die wir von Jesus haben, hat in den letzten Jahrzehnten unsrer Kirche eine besondre Rolle gespielt. Den christlich Sozialen, den evangelisch Sozialen, den kirchlich Sozialen — allen den Christen, die der Mitarbeit der Kirche und der Pfarrer an den sozialen Aufgaben ein rascheres Tempo und einen stärkeren Ernst wünschten, wurde es immer wieder entgegengehalten.

Jesus, so meinte man, habe in diesem Gespräche die Zumutung, daß er sich mit den Interessengegensätzen der Menschen richtend, schichtend befassen solle, fast entrüstet zurückgewiesen. So müsse also Christ, Kirche, Pfarrer, Predigt, Theologie, Synode, Presbyterium, Gemeinde sich auch davor hüten, in solche irdische Angelegenheiten einzugreifen. Vollends Konferenzen, Kongresse, Gesellschaften und Vereine zu diesem Zweck seien unevangelisch, unchristlich, unbiblisch und also zu meiden wie die Sünde. Positiv wurde eine Theorie der Neutralität und Passivität auf diese Schriftauslegung gebaut. Sie kam natürlich dem Bestande des Bestehenden zu Gute.

Der Scheinbeweis, den das Jesusgespräch für die Pflicht und das Recht der Indolenz gegenüber den sozialen Kämpfen der Gegenwart führen sollte, wird heute nicht mehr viel Schaden anrichten. Dennoch bleibt die Geschichte, die uns da Lukas erzählt, interessant.

Man darf sie als eine ganz individuelle, gar nicht typische Erzählung ansprechen. Was wissen wir, wer der Mensch war, der Jesus mit seinem Anliegen überfiel? Was wissen wir, warum gerade ihn Jesus so schroff abfertigte? Jesus wird seine Gründe dazu gehabt haben. „Er bedurfte nicht, daß Jemand Zeugnis gäbe von einem Menschen, denn er wußte wohl, was im Menschen war." Und der Evangelist läßt ihn alsbald zu den Jüngern sagen: „Sehet zu und hütet euch vor dem Geiz."

Weshalb soll ein Christ nicht Erbschichter sein? Erbteiler. (Schichten = teilen, man denke an „Schicht".) Widerspricht das dem höchsten Gebot der Nächstenliebe? Weshalb soll die christliche Ethik, das christliche Gemeingefühl, das christliche Gewissen nicht eingreifen in den Streit der Interessen? Es seien wirkliche Interessen, es seien begründete Ansprüche, es seien Rechte in Frage auf beiden Seiten. Und die Welt wird nicht fertig damit. Der Egoismus wird nicht fertig damit. Eine Strecke weit geht es noch mit dem „Altruismus" (der doch nur ein verlängerter verständiger Egoismus ist). Da werden aus dem Konkurrenzkampf der Einzelgeschäfte die Trusts und die Konzerne. Da werden aus Einzelzöllen die Zollsysteme der Do-ut-des-Politik. Das ist natürlich keine Lösung. Wir denken an die großen schweren Konflikte, wo es um das tägliche Brot, wo es um Leben und Gesundheit geht, wo Recht und Gerechtigkeit in Gefahr sind, wo Minderheiten unterdrückt, der Schwächere mißhandelt wird — und die Christenheit soll dieses ganze Gebiet menschlicher Not und Unruhe sich selbst überlassen? Statt tapfer Panier aufzuwerfen und zu richten, zu schichten, zu entscheiden und zu schlichten, soweit es nur möglich ist?

Dazu gehört dann freilich ein gründliches, ja ein verfeinertes und vertieftes Verständnis der Sachen wie der Menschen. Dazu gehört, daß man den Einen mit seinem Anspruch ruhig abfahren läßt, den Andern um so mehr ermutigt und aufrichtet. Dazu gehört — Takt.

Es ist gut, daß die Geschichte in der Bibel steht. Leichtgläubiges Zufahren unkundiger Hilfe will der Herr Christus wahrhaftig nicht von uns. Aber wo die Dinge klar liegen und die Not, das Unrecht Abhilfe heischt, wo die Erben allein nicht zum Ziele kommen, da soll christliches Urteil getrost dazwischen treten. Soll ruhig zu dem hartnäckig Streitenden sagen: Teile das Erbe mit deinem Bruder! Und vielleicht zu dem Andern: Dein Bruder will den Rock? Laß ihm auch den Mantel! R

Nicaea

Die erste ökumenische Synode vor 1600 Jahren

1

Die folgende Skizze ist nicht gedacht als eine Wiederaufnahme der „kirchengeschichtlichen Säkularerinnerungen", die einst der gute Wagenmann in den Jahrbüchern für Deutsche Theologie auszubreiten pflegte. Wäre sie etwas Ähnliches, so hätte sie zwei Monate früher geschrieben werden müssen; denn der 20. Mai, der Tag ihrer ersten öffentlichen Sitzung ist der einzig natürliche Erinnerungstag an die ökumenische Synode von Nicaea im Jahre 325. Wenn aber selbst Jemand hier einmal den Tag ihrer Schlußsitzung feiern wollte, so wäre ihm nicht zu helfen. Denn dieser Schlußtag ist Niemandem bekannt; wir wissen nur, daß sämtliche Synodalen noch einmal in dem benachbarten Nikomedien ein glänzendes Festmahl mit dem Kaiser eingenommen haben, alsdann seien sie, weil ihre Arbeit getan war, schleunigst nach Hause gereist.

Vielmehr veranlaßt uns lediglich der Blick auf den nahe bevorstehenden Zusammentritt der „Allgemeinen Konferenz für praktisches Christentum" in Stockholm, in kurzen Zügen ein Bild von der ersten und stolzesten Konferenz christlicher Würdenträger aus allen Teilen der Welt, von der die Geschichte weiß, zu entwerfen. Denn Vieles reizt zur Vergleichung: von Äußerem schon die Ökumenizität der beiden, die sachlich in fast gleichem Umfange vorhanden ist, auch wenn der Name damals wie heute keinen derartigen Anspruch erhebt, von Innerem die gleiche Tendenz, Frieden zu stiften oder den Frieden

zu erhalten. Und welche andere Stadt des Nordens wäre an Schönheit dem Nicaea am Marmarameer zu vergleichen, das damals die entsetzlichen Verwüstungen der Erdbeben noch nicht erlebt hatte?

Wenn wir von der nicaenischen Synode — nicht irgendwie ein neues Bild entwerfen, sondern nur — unsern Lesern altbekannte Züge ins Gedächtnis zurückrufen, so hoffen wir, daß sich bei der nun unwillkürlich nahegelegten Vergleichung der Friedenssynode von 325 und der Unionskonferenz von 1925 nicht bloß der Eindruck eines riesenhaften Abstands ergebe, sondern das Gefühl eines gewaltigen Fortschritts. Und wenn der aufmerksame Leser hernach sich über die Verhandlungen in Stockholm berichten läßt, wird immer wieder, so oft er an Nicaea denkt, ihn wohl dankbare Freude überkommen, daß, wenn auch nicht Alle, so doch Manche aus der Geschichte etwas lernen, und daß die Geschichte selber die Wiederholung gewisser Fehler sich gründlich verbittet. Dies mag dann auch das Maß von Optimismus, mit dem wir die Arbeiten der Stockholmer Konferenz als einen Segen für ein praktisches Christentum angesehen wissen möchten, bei dem Einen oder Andern ein wenig steigern.

Wir gehen aus von dem Eindruck des schlechthin Neuen, ganz Eigenartigen, erst recht ganz Großartigen, den die nicaenische Synode auf ihre christlichen Zeitgenossen gemacht und der bis weit über die Zeiten der Reformation hinab vorgehalten hat. Wir stellen die Frage: Worauf beruhte dieser Eindruck? Waren die Aufgaben, die die Synode sich stellte, so unerhört neu? Ist in der Art, wie sie die Aufgaben gelöst hat, überhaupt etwas Neues zu bemerken? Die Antwort muß Nein lauten. Bei dem Stockholmer Kongreß liegt das Neue in der Zielsetzung: noch nie hat eine ökumenische Synode für praktisches Christentum getagt; auf allen kämpfte man um Glaube und Lehre, um Recht und Macht, um Verfassung und Organisation der Kräfte. In dem Arbeitsprogramm, das der nicaenischen Synode gestellt worden ist, findet sich nichts, was nicht trotz unserer spärlichen Kenntnis von den vornicaenischen Synoden als üblicher Stoff der Synodalverhandlungen belegt werden könnte. Und in der Form, wie die Untersuchungen geführt und die Entscheidungen formuliert worden sind, ist auch keinerlei wesentlicher Unterschied nachweisbar.

Nach ihrer eigenen Angabe in einem Brief an die Alexandriner hat die Synode vier verschiedene Aufgaben gestellt bekommen:

1. Sie sollte den Lehrstreit beilegen, der in Alexandrien um das Verhältnis des Sohnes zum Vater entbrannt war. Dieser Streit, den der Presbyter Arius provoziert hatte, war inzwischen auch auf entfernte Provinzen des Ostens übergesprungen; er drohte zu einem Kampf der Schulen sich auszuwachsen; Antiochien und all sein Anhang schien sich zu sammeln wider Ägypten. Diesem Streit hat die Synode ein Ende machen wollen, indem sie ein neues Glaubensbekenntnis herausgab, das durch Zusätze zu einem alten Taufbekenntnis palästinischer Gemeinden die Thesen des Arius als unkirchlich kennzeichnete und durch einen Nachtrag eine ausdrückliche Verfluchung über alle aussprach, die Etwas lehren würden, was Arius — seine Schlagworte werden wörtlich angeführt — behauptet hatte.

2. In Ägypten war bereits vor dem arianischen Streit ein Schisma ausgebrochen. Ein Bischof Melitios aus Oberägypten hatte in der letzten schweren Christenverfolgung unerschrocken sein Leben eingesetzt für die gefährdete Sache, war in das Deltagebiet, schließlich auch nach Alexandrien, wo sie am härtesten gefährdet war, gegangen, um die ihrer Bischöfe beraubten Gemeinden nicht ohne seelsorgerischen Schutz zu lassen. Er hatte dabei Maßregeln getroffen (Presbyter und Bischöfe geweiht), die von Rechts wegen nicht ihm zustanden, sondern letztlich dem Bischof der Hauptstadt Alexandrien. Dieser Bischof Petrus, der eine wenig rühmliche Rolle in der Verfolgung gespielt hat, konnte ihm das nie verzeihen, und so kam es dahin, daß, weil auch der Andere nicht nachgab, an vielen Orten Ägyptens zwei Gemeinden mit zwei Bischöfen bestanden, die einander jede Gemeinschaft versagten. Diesem Unheil hat die Synode durch einen Vergleichsvorschlag abzuhelfen gesucht, indem sie die melitianischen Geistlichen ihrer Würde nicht beraubte, ihnen nur die Ausübung ihres Amtes solange verbot, bis etwa der gegenüberstehende katholische Kollege aus dem Leben abgerufen sein werde.

3. In der Feier des Osterfestes bestanden Verschiedenheiten, die dahin führten, daß das Osterfest fast nie von allen Christen an ein- und demselben Tage begangen wurde. Bis heute streiten die Forscher darüber, welche Berechnung des Osterdatums gemeint sei, wenn von einer schmählichen Abhängigkeit von den Juden die Rede sein konnte. Aber wie dem sei, die Synode meldet den Alexandrinern, daß sich beide Parteien gütlich verständigt hätten und der Bischof von Alexandrien beauftragt sei — gewiß nicht seiner Person zu lieb, sondern weil in seiner Stadt ihm die sichersten Hilfsmittel der astronomischen Wissenschaft zur Verfügung standen — fortan das Datum des nächsten Osterfestes den anderen Kirchen rechtzeitig mitzuteilen.

4. hat die Synode zwanzig sogenannte Canones aufgestellt, um in kirchlichen Angelegenheiten, wo Zwiespältigkeit drohte und doch einheitliches Verfahren nötig schien, gut christlichen Grundsätzen zum Sieg zu verhelfen. Wir dürfen zugestehen, daß sie hier im allgemeinen verständig und maßvoll entschieden hat. Z. B. in der Frage der Zulassung von Entmannten zum geistlichen Amt, in der der Syneisakten (= von einem Kleriker ins Haus genommenen Jungfrauen) und in der Forderung eines längeren Katechumenats.

An keinem dieser vier Punkte hat die nicaenische Synode eine neue Linie beschritten. Canones von gleicher Art wie die ihrigen hatten zahlreiche ältere Synoden aufgestellt, man denke nur an die von Elvira (um 304). Über das Osterfest hatten bereits im zweiten Jahrhundert Synoden des Westens gegen die Praxis der „Quartodezimaner" in Kleinasien protestiert. Ein Schisma, ganz wie das melitianische in Ägypten war um Weniges später in dem lateinischen Afrika entstanden. Wir nennen es jetzt das Donatistische. Mindestens zwei Synoden, eine in Rom und die von Arles 314 haben sich um dessen Beseitigung gerade so ernst bemüht, wie die Nicaener um die Melitiosleute. Und als Parallele zu dem Hauptthema von Nicaea braucht man nur auf die antiochenischen Synoden um 268 zu verweisen, in denen über die Theologie des Paulus von Samosata verhandelt wurde. Seine Irrlehre haftete an genau demselben Punkt wie die des Arius, und Anathem und Absetzung haben seine Gegner damals genau so schroff über ihn verhängt, wie 55 Jahre später die Nicaener über den Arius und seine Geistesgenossen.

2

Wenn es also nicht der Umfang der Arbeiten und die Größe der Leistung gewesen ist, was an jener Synode so imponierend auf die Christenheit gewirkt hat, lag denn vielleicht in ihrer Zusammensetzung das Neue? Es könnte so scheinen. Denn zum erstenmal waren auf einer Synode Bischöfe aus allen Teilen der Welt versammelt, in denen es christliche Gemeinden gab. Schon Zeitgenossen haben darum mit Recht sie als ökumenische betitelt, d. h. als eine von der ganzen bewohnten Erde beschickte. Daß das römische Reich in jener Zeit öfters Ökumene genannt wird, brauchen wir zur Rechtfertigung des Titels gar nicht anzuführen; die Kirche hatte sich um 325 noch kaum über die Grenzen dieses Reichs hinaus erstreckt; obendrein wird ja auch ein persischer Bischof als Beisitzer aufgezählt. Die Synode selber pflegt sich als die „große" oder „die

heilige, große Synode" zu bezeichnen. Beabsichtigt ist damit nur ein Hinweis auf die ungewöhnlich große Zahl der Teilnehmer; nennen doch die Synodalen in ihrem vorhin erwähnten Brief auch die Gemeinde von Alexandrien die „heilige, große", offenbar weil diese an Zahl die anderen Mitadressaten-Gemeinden soweit überragte, wie die nicaenische Synode an Zahl der Bischöfe alle bisherigen überragt hat. Ob übrigens diese Zahl genau die der 318 Knechte Abrahams erreicht hat, ist uns gleichgültig; viele Bischöfe trafen ja mit größerem Gefolge ein, und Presbyter und Diakonen sind in den Debatten dort kräftiger hervorgetreten als die meisten Bischöfe. Auf tausend Personen dürfen wir die Zahl der „Besucher" ohne Bedenken einschätzen, und daß solch ein Schauspiel, an das man in der Christenheit nicht gewöhnt sein konnte, unvergeßlich blieb, werden wir verstehen.

Aber dieser Unterschied von Früherem beläuft sich doch nur auf ein bescheidenes Mehr oder Minder. Auch früher schon waren z. B. in Antiochien zu den syrischen Bischöfen Kirchenfürsten aus entfernten Provinzen, wie aus Kappadozien und Ägypten hinzugetreten; und auch die Synoden von Rom und Arles (313 f.) waren nichts weniger als gewöhnliche Provinzialsynoden. Andererseits hatte die Ökumenizität doch auch ihre Grenzen; nicht nur waren die als schismatisch angesehenen Parteien von jeder Vertretung daselbst ausgeschlossen, sondern die lateinische Westhälfte des Reichs war nur durch sechs Männer vertreten; ein Britannier z. B. ist nicht darunter. Wie man auf ihr nur Griechisch sprach, so ist sie eine griechische Synode geblieben, eine Vertretung der griechischen christlichen Welt. Und die Hauptsache: gerade nach den Grundsätzen der alten katholischen Kirche kommt es auf die Zahl der auf einer Synode versammelten Bischöfe nicht an: das Charisma der Wahrheit ist doch dem „inspirierten" Episkopat gegeben, also vielleicht nicht einem Einzelnen, der zu irren vermöchte, aber einer Mehrheit von Bischöfen, und für diese Mehrheit hat es nie eine unterste Grenze gegeben.

Nein; das schlechthin Neue an der Synode von Nicaea kann nur in ihrer neuen Macht gefunden werden. Wie das gemeint ist, illustriert sich am besten durch den Blick auf die mehr erwähnten Synoden von Antiochien. Dort ist der antiochenische Bischof Paulus in regelrechtem Verfahren, wie zu Nicaea 325 der Presbyter Arius, als Ketzer erkannt, mit dem Anathem belegt und abgesetzt worden. Aber jahrelang blieb er gleichwohl im Besitz seines Stuhls und seiner Rechte, bis ein heidnischer Kaiser aus besonderen Gründen mit dem politisch Belasteten aufräumte. In Nicaea war das anders. Arius und die Bischöfe, die ihm treu blieben, wurden sofort ins Exil geschickt und somit für die Wirksamkeit der Absetzungsurteile gesorgt. Die Bücher des Arius wurden verbrannt; mit Todesstrafe bedrohte der Kaiser Jeden, der die Schriften dieser Ketzer auszuliefern sich weigern sollte. Kurz: die Beschlüsse der Synode erlangten Gesetzeskraft. Nicht mehr von der freiwilligen Unterwerfung der christlichen Gemeinden unter die Entscheidung der Synode hing es ab, ob diese sich durchsetzte, der Staat stellte seine ganze Omnipotenz der Kirche zur Verfügung, damit sie ihren Willen — und als solchen sah der Staat eben die Beschlüsse der Synode an — gegen allen Widerstand durchsetze.

Hierin könnte nun ja ein gewaltiger Sieg der Kirche erkannt werden; die Staatsmacht, die sie bisher nur zu fürchten gelernt hatte, schien ihr nun dienstbar geworden. Indessen dieser Schein trügt. Die Wahrheit ist, daß zu Nicaea die Unterwerfung der Kirche unter den Staat, freilich den nunmehr von einem christlichen Kaiser regierten Staat, in aller Form durchgeführt worden ist. Es lohnt wahrlich nicht mehr, sich darum zu streiten, ob Roms spätere Primatsansprüche mit jener Synode eine Befriedigung gefunden haben. Gerade Rom, sein Bischof Silvester, hat auf der Synode keine Spur mehr Einfluß geübt als etwa ein Bischof von Smyrna. Silvesters Vertreter unterzeichnen zwar das Glaubensbekenntnis an hervorragender Stelle, aber eben doch nur an der Stelle, die ihrer Stadt gebührte, weil sie als Hauptstadt des ganzen Reichs noch keine Nachfolgerin gefunden hatte. Und vor ihnen unterzeichnet der Bischof von Cordova, dieser natürlich nicht um seiner Stadt willen, sondern weil er der Vertraute des Kaisers und der Präsident der Synode war.

Damit ergibt sich, wer in Wahrheit die Primatsrechte zu Nicaea ausgeübt hat: der Kaiser Konstantin. Mögen die Bischöfe den Präsidenten erwählt haben, ihre Wahl ist auf den Bischof einer entfernten südspanischen Stadt natürlich nur gefallen, weil der Kaiser es so wollte. Der Kaiser hat, bald nachdem er durch den Sturz seines Schwagers in den Besitz des ganzen Reichs gelangt war, beschlossen, durch eine Synode die Kraft der Kirche einheitlich zusammenzufassen, um sie in seinem Interesse zu verwenden. Sodann hat er bestimmt, wann und wo die Synode zusammentreten sollte, im Wesentlichen auch, wer zu ihr zu laden sei. Die Synodalen reden zwar in jenem Brief nach Alexandrien von den Bischöfen, die die große Synode berufen haben, und erwähnen ehrenvoll den Kaiser als ihren Sammler. Sie geben sich einer Selbsttäuschung hin. Gerade das ist das schlechthin Neue an dem Nicaenum, daß, während bisher die Synoden lediglich aus der Initiative von Bischöfen unter dem Zwang kirchlicher Notwendigkeiten hervorgegangen waren, hier eine fremde Instanz, ein Laie, aber allerdings der höchste Herr im Reich, an die Stelle der Bischöfe getreten ist. Er ist auch weiterhin der spiritus rector der Synode geblieben. Von seiner nahe gelegenen Residenz aus hat er Nicaea besucht, ist er, der noch Ungetaufte, der Mann mit den blutbefleckten Händen, unter die Bischöfe getreten, hat ihre Reden angehört, Beifall gespendet oder zur Milde gemahnt, hat selber das Wort ergriffen, die Bischöfe kordial als Kameraden und Mitbrüder angeredet — hätte nicht auch ein Kaiser zu Bischöfen ehrfürchtig als Sohn zu Vätern aufblicken sollen? — hat sich scherzend zum Bischof ihrer äußeren Angelegenheiten erboten. Man verstand ihn wohl; waren doch die Herren auf Staatskosten nach Nicaea gereist und haben die reiche Gastfreundschaft des Kaisers nicht etwa bloß bei dem Ehrenmahl in Nikomedien genossen. Ob Einige wohl merkten, als dort die Offiziere mit gezücktem Degen vor ihnen Parade standen, daß Konstantin ihnen nicht bloß die Devotion, mit der er im Konzilsaal die Narben eines Märtyrers küßte, sondern auch die Gefährlichkeit seiner Ungnade vor Augen führte?

Alle Beschlüsse der Synode sind vom Kaiser, wenn nicht formell, so doch tatsächlich sanktioniert worden. Er hat ihnen Gesetzeskraft verliehen; durch seine mit frommen Phrasen gespickten Begleitschreiben zu den Mitteilungen der Synode über ihre Beschlüsse hat er unverhohlene Drohungen für Widerspenstige ausgesprochen. Und namentlich die wichtigste Entscheidung der Synode über das Homousios im Symbol hätte sich ohne seine nicht bloß Zustimmung, sondern energische Unterstützung nicht durchsetzen lassen. Um sich in alle Einzelheiten einzumischen war er viel zu klug. Für den Inhalt der meisten Canones z. B. hat er sich schwerlich interessiert. Aber die Lösung der drei Hauptaufgaben, die eben nur er der Synode gestellt hatte, ist nach seinem Willen geschehen, und er ist mehr dafür verantwortlich als einer von den 318 Bischöfen.

Wir glauben, hiermit unsere Frage nach dem, was an der nicaenischen Synode das eigentlich Neue ist, beantwortet zu haben. Die Synoden, erwachsen aus dem Bedürfnis der Kirche und ihrem Geist angemessen eingerichtet, als Instrumente zur Regierung der Kirche durch den von Gott dazu berufenen Episkopat, sind durch Kon-

stantin zu Instrumenten der Staatsgewalt geworden, durch die er mit Leichtigkeit die ihr nunmehr verbündete Kirche dem Interesse seines Staates gemäß zu lenken vermochte. Der Umschwung war vorbereitet durch Rom und Arles. Aber während damals ein Erfolg ausblieb, wurden Entscheidungen der Synode von Nicaea feierlichst der ganzen Welt als endgültig verkündet, und niemals ist ein Wort davon zurückgenommen worden. Dieser plötzliche Aufstieg von den Verfolgungsnöten zu schrankenloser Macht konnte wohl die damaligen Bischöfe in einen Taumel der Begeisterung hinreißen. Sie ahnten nicht, daß diese Macht doch nicht die ihre war, sondern eine ihnen von einem Fremden und unter harten Bedingungen geliehene. Dieser Fremde soll nicht von uns getadelt werden, als habe er die Kirche, die er heuchlerisch umschmeichelte, mißbrauchen oder gar verwüsten wollen. Nein, er hat an die Gemeinsamkeit der Interessen geglaubt. Er durfte das, der weit blickende Mann, der er war. Denn die Kirche war reif für die Einstellung in neue Sklaverei. Wie gern hätten doch die Synodalen von Antiochien einem Kaiser noch größere Konzessionen gemacht, wenn er den verhaßten Paulus ihren Beschlüssen gemäß sofort entrechtet und in die Verbannung geschickt hätte!

3

Ob aber die Väter von Nicaea nicht noch einem anderen Irrtum unterlegen sind, als dem, daß sie die Macht des Kaisers, der der Synode gebot, für ihre eigene hielten? Überschauen wir noch kurz die Erfolge dieser überschwenglich gepriesenen Synode. Vor unbefangener Prüfung verschwinden sie beinahe in Nichts. Am wenigsten zwar gilt das von den zwanzig Canones, die einfach das Schicksal anderer Synodalkanones teilen. Überall bleiben sie in höchstem Ehrenstand; aber trotz Kanon 7, der dem Bischof von Alia (!) = Jerusalem nur einen Ehrenrang zuweist, ihn aber dem Metropoliten von Caesarea unterstellt, gibt es seit 451 einen Patriarchen von Jerusalem, dem mit anderen Metropoliten auch der von Caesarea untergeordnet ist. Und wenn man mit den Kanones 8 und 19 doch hoffentlich beabsichtigt hat, die Hauptmasse der Novatianer und Pauliſten für den Anschluß an die Kirche zu gewinnen, so ist diese Erwartung fehlgeschlagen; im zweiten Falle verdienter Maßen, weil die inkonsequente Haltung dieses Kanons sich nur aus kleinlicher Animosität der Verfasser erklären läßt.

Völlig verunglückt ist dagegen das Friedenswerk der Synode. Der melitianische Brand hätte leicht gelöscht werden können, da die grundsätzlichen Verschiedenheiten zwischen den Parteien nicht groß genug waren, um nach dem Aufhören der Verfolgung noch spaltend wirken zu müssen. Aber die Melitianer wollten sich keinen Frieden diktieren lassen, und durch die mindestens überflüssigen Schmähungen des verehrten Führers der Anderen und seine Extrabehandlung, die den Racheinstinkten entsprang, hat die Synode sich selber den Erfolg verbaut. Ein Übriges tat die Praxis, mit der Athanasius bald durch Nadelstiche, bald brutal das Friedensedikt anwandte. Warum hat nicht ein katholischer Bischof zu Gunsten eines älteren melitianischen Konkurrenten freiwillig auf seinen Stuhl verzichtet und so ein gutes Beispiel gegeben? Weil nichts Derartiges geschah, hat gemeinsamer Haß die Melitianer mit den Arianern verbrüdert, und so ist in Ägypten der Kirche eine fressende Wunde geworden, die noch bei der arabischen Eroberung nicht ganz geschlossen war.

Als Beleg für die ungeheure Lebenskraft, die der Arianismus seit Nicaea entwickelte, verweise ich nur auf die eine Tatsache, daß im Jahre 484 ein vandalischer König den fünfhundert katholischen Bischöfen seines Reichs die Unterschrift unter sein arianisches Glaubensbekenntnis abzwang — mit erheblich größerem Erfolg, als der dem umgekehrten Versuch im Jahre 325 beschieden war. Vielleicht ist sogar der Arianismus erst durch die Synode von 325 eine Gefahr geworden. Denn unleugbar gab es auf der Synode zu Anfang nur ein kleines Häuflein von überzeugten Ariusgegnern, wohl kleiner als das der überzeugten Arianer. Die ungeheure Mehrheit der Bischöfe verstand das Problem nicht oder war gleichgültig gegen dessen Lösung, was doch wohl einen Schluß auf die vermeintliche Gefährdung der Laienwelt zuläßt. Nach Nicaea war solche Gleichgültigkeit selbst den Laienkreisen unmöglich gemacht; der Fanatismus der Nicht-Wissenden war entfesselt. Und staunend nehmen die Antiarianer wahr, daß auch der Kaiser mit dem Homousios sich nicht für ihre Sache eingesetzt hatte, sondern nur für seine fixe Idee, daß ein mehrdeutiges Schlagwort die Glaubenseinheit der Kirche garantieren könne. Wer nur das Wort Homousios nicht antastete, mochte es auslegen, wie er wollte. So haben es denn auch Unzählige tapfer arianisch ausgelegt und fanden Konstantins Wohlwollen. War er eigentlich verständig genug, um etwas von dem Unterschied zwischen Fragen der Religion und der Theologie zu ahnen? Die Taufe hat er sterbend aus den Händen eines Arianers entgegengenommen, und den Arius selber noch in Gnaden zurückberufen! Die leidenschaftlichen Debatten zwischen den verschiedensten theologischen Richtungen, die die sechzig Jahre nach Nicaea anfüllen, sind ein Beweis, was für Gegensätze selbst in fundamentalen „Glaubens"-Fragen eine Kirche verträgt, ohne auseinander zu brechen. Wäre der Arianismus nicht vielleicht an seiner Dürre früh eines natürlichen Todes gestorben, wenn ihm nicht die Synode mit plumper Gewaltpolitik zu starkem Leben verholfen hätte?

Bei der Osterfrage könnte allenfalls von einem halben Erfolg der Synode die Rede sein. Die Streitigkeiten um den Termin im Osten hören auf oder wirken doch niemals erschütternd. Aber Einheit wird wiederum nicht erzielt; Rom denkt nicht daran, sich von Alexandrien vorschreiben zu lassen, auf welchen Sonntag das Osterfest falle. Und so hat man es oft genug im Westen wochenlang früher oder später als drüben gefeiert. Hier lehrt eine wundervolle Parallele, die Geschichte des Weihnachtsfestes, wie man es machen muß, um in solchen Dingen — auch die Geschichte der Liturgie und besonders des Mönchstums bestätigen es im Kleinen und Großen — in der ganzen Kirche die Einheit herzustellen. Nicht auf Synoden verfügen, nicht Strafen androhen, sondern zeigen, ein schönes Beispiel geben und durch den Reiz des Gezeigten die Gemüter für freiwillige Nachahmung gewinnen.

Die Synode von Nicaea fühlt sich als Gesetzgeber und als oberster Richter der gesamten Christenheit. Sie verbündet sich mit dem wesensfremden Staat, der sich dies Bündnis teuer bezahlen läßt, um ihre Beschlüsse durchzusetzen. Sie will mit Gewalt Religion machen, in Religion regieren. Vielleicht ist ein Zeitalter angebrochen, wo nach und nach alle einsehen lernen, was das Grundfalsche an diesem Anspruch ist. Den Frieden auf Erden sieht auch die Schrift schon vor nur für die Menschen guten Willens.

Marburg Adolf Jülicher

Die Weltkonferenz der Kirche Christi für Glaube und Verfassung (faith and order)

1. Grundsätzliches. Stellung zur Weltkonferenz für praktisches Christentum und zum Weltbund für Freundschaftsarbeit der Kirchen. 2. Die praktische Arbeit der Weltkonferenz. 3. Die Frage der deutschen Mitarbeit

1. Die kirchlichen Einigungsbewegungen

Sehr viel wird neuerdings in Deutschland über die „Konferenz der Kirche Christi für praktisches Christentum" geschrieben. Ihr unmittelbar bevorstehender Zusammentritt zum Stockholmer Konzil, das man nur mit Vorbehalt als erstes protestantisches Weltkonzil bezeichnen kann (weil es den Umkreis der protestantischen Welt

überschreitet), und die bedeutsame Aufgabe, die der Vertretung des deutschen Protestantismus dort zufällt, machen diese Tatsache erklärlich. Wenn dagegen im Zusammenhang der Frage nach einer Einigung der Kirche Christi in ihren verschiedenen Zweigen immer nur von dieser Bewegung (on life and work) und etwa noch vom „Weltbund für Freundschaftsarbeit der Kirchen" die Rede ist, so ist einer solchen Auffassung der Sachlage zu widersprechen. Sie verengert willkürlich den Rahmen, der das Einigungswerk heute bereits umfaßt. Man vergißt, daß ein anderer breiter Strom der Einigungsarbeit bereits seit 1910 in stets wachsender Ausdehnung viele ernsthafte Christen innerlich bindet, die Weltkonferenz für Glaube und Verfassung (on faith and order). Willkürlich nenne ich die Mißachtung dieser Bewegung in Deutschland, weil man aus konfessionellen und nationalen Beweggründen an einer Arbeit vorbeigeht, deren reale Bedeutung jedem unbelasteten Schauenden klar sein muß.

Schon 1922 zählte die Weltkonferenz 25 000 Mitglieder (Kirchengruppen und Einzelne). Über zwei Millionen Broschüren sind seit Beginn der Bewegung vom Sekretariat gedruckt, und etwa ¾ Millionen Briefe und Zirkulare in alle Teile der Welt versandt. Beziehungen zu allen Kirchengruppen vom Generalsekretär angeknüpft und in jahrelanger unermüdlicher Arbeit ausgebaut worden. Wenn selbst ein so weitblickender und wohl unterrichteter Kirchenmann wie der württembergische Prälat D. Schoell öffentlich sich über die Frage der Einigung der Kirche äußert, ohne auch nur mit einem Wort auf die große, von analikanischer Initiative ausgehende Bewegung für Glaube und Verfassung hinzuweisen oder sich mit ihr, wenn auch in aller Kürze, auseinanderzusetzen (vgl. Vorträge der Stuttgarter Jahresversammlung des Weltbundes für Freundschaftsarbeit. Kaiser, München 1925), dann ist das symptomatisch für die Nichtachtung, die man bei uns dieser Bewegung glaubt entgegenbringen zu dürfen.

Die Seele aller Arbeit, die in 14 Jahren des Bestehens geleistet wurde, war der im vorigen Jahr leider allzu früh verstorbene analikanische Laie Robert H. Gardiner, seinem bürgerlichen Beruf nach ein im kommerziellen Leben seiner Heimat hochangesehener Jurist, der in echt christlichem Idealismus seine ganze Kraft, Zeit und Vermögen in den Dienst des großartigen Versuchs gestellt hatte, die durch Jahrhunderte hindurch getrennten Zweige der Kirche Christi einander wieder zu nähern. Den äußeren Anlaß zur Arbeit gab, wenn man nach einem konkreten historischen Datum sucht, die Weltmissionskonferenz zu Edinburg 1910, auf der, wie bekannt, ein gemeinsames Vorgehen der Missionsgesellschaften zustande kam. Was für die Mission längst schon als praktisch wünschenswert erkannt war, empfand aus einem tiefer liegenden religiösen Bedürfnis Gardiner für die Kirche als notwendig, wenn sie dem Gebetswunsch ihres Meisters (Joh. 17, 21) treu bleiben wollte.

In ihm brannte eine heiße Liebe zu Jesus Christus, in dem er den wahren Einheitsgrund der Menschheit sah, und zu seiner Kirche, die als der Leib Christi diese Einheit zu einem sichtbaren Ausdruck gestalten müsse. Es genügt nicht, an die Einheit der Kirche zu glauben, sie als eine rein spirituelle Angelegenheit gleichsam verborgen in der Seele zu tragen. Die Kirche Christi ist in diese Welt gestellt und kann, wenn sie ihr in allen Nöten Heil bringen soll, dies niemals allein durch geistige Dinge, die die Welt nicht anerkennt und versteht, sondern nur durch die sich gestaltende, zur Tatwirklichkeit hinströmende Liebeskraft Christi, wie sie sich konkretisiert in seiner lebendigen Kirche, — aber nur wirksam werden kann in der geeinten Kirche. Nicht das Geistige an sich, sondern nur das sich gestaltende Geistige ist heilvoll. Die Zerrissenheit der Kirche hat nach Gardiners fester Überzeugung den kulturellen Niedergang der Welt, ihren moralischen und religiösen Verfall bewirkt. Der Ruf: Zurück zur Einheit! ist ihm daher gleichbedeutend mit dem Ruf: Zurück zum lebendigen Christus! Er glaubte an dieses Zurück, weil er von der Unbedingtheit der Glaubenskraft überzeugt war und die bei uns heute häufig als romantisch verketzerte Gesinnung besaß, die Antriebe zum Handeln seinem Glauben, und nicht der alltäglichen Pragmatik des Geschehens zu entnehmen. Diese „Romantik" allerdings scheint mir zudem echt evangelisch und sehr christlich zu sein. Doch das allein hätte jenen bescheidenen Mann, der sich selbst immer zurückzustellen geneigt war, noch nicht zur Entfaltung einer so weltumspannenden Bewegung veranlaßt, wenn er nicht aus dem Leben der Gegenwart die deutliche Berufung Gottes zu solcher Arbeit gefühlt hätte. Wie in Gardiner persönlich, so spricht sich in der ganzen Bewegung die Überzeugung aus, daß die Christenheit zu der großen Aufgabe der Einigung nur durch ein neubelebtes und vertieftes Gebetsleben bereitet werden kann, daß also eine neue Hinwendung zu Gott notwendig ist. Nicht Menschenwerk soll hier getrieben werden, nicht leere Organisation und Zentralisation, nicht irdisches Machtstreben Befriedigung erlangen, sondern Gott will sein Werk an uns vollziehen. „Wir suchen nicht eine Scheineinheit, sondern die wirkliche Einheit, nicht die Freundschaft der Diplomaten, sondern die Freundschaft, wie sie bewirkt wird durch die Liebe Christi." Freundschaft — durch die Liebe Christi! Dieser warme religiöse Gesinnungsunterton schwingt in der ganzen Bewegung mit und ist jedenfalls in den leitenden Persönlichkeiten lebendig.

Mir liegt außerordentlich viel an dieser gesinnungsmäßigen Verankerung der ganzen Bewegung, weil durch sie ihr ausgesprochen moderner Charakter zur Darstellung kommt. Das Einigungswerk muß von dem Bewußtsein einer neuerfahrenen Gemeinschaft, von der Tatsache einer wirklich gemeinsamen religiösen Basis ausgehen, von der Überzeugung, daß die religiöse Wahrheit wohl einheitlich, aber von keinem Zweig der Kirche Christi sowohl hinsichtlich ihrer theologischen Formulierung, als auch hinsichtlich der kirchlichen Verfassung seither in vollendeter Fülle dargestellt worden sei. Hierzu ist nur der Leib Christi in seiner Ganzheit, d. h. die Kirche in allen ihren Zweigen fähig. Jeder hat seinen besonderen Auftrag, verwirklicht eine besondere Seite der christlichen Wahrheit. Jeder soll daher auch sein Gut möglichst klar zur Darstellung bringen und gleichzeitig den Wunsch besitzen, aus der Fülle der Anderen zu lernen und sich zu ergänzen. Verwerflich und aus innerer Notwendigkeit zu Spaltungen und Sonderungen führend ist stets nur der Absolutheitsanspruch einer Kirchengruppe, für sich die ganze Wahrheit umfassen zu wollen. Auch diese Orientierung, die bereits in den ersten Veröffentlichungen der Bewegung machtvoll durchbricht, ist spezifisch neuzeitlich, aus einem neuen Verständnis für die Herrlichkeit und Mannigfaltigkeit Christi und dessen, was seine Kirche sein soll, des Corpus Christi mysticum gewonnen. Die Entfaltung der Bekenntnisse und der Kirchenbildung, betrachtet als Loslösung vom schöpferischen Innenpunkt, hat menschlichem Ermessen nach ihren vorläufigen Abschluß gefunden. An ihre Stelle muß jetzt eine Sammlung der inneren Kräfte treten, es muß versucht werden, die „Idee" der Kirche aus all ihren Teilen zu gestalten. Nicht an irgendein rationales Ideengebilde ist dabei gedacht, sondern an die urchristliche Schau des „Leibes Christi". Das ist zweifellos der große herrliche Lebensstrom, der auch die Bewegung für „Glaube und Verfassung" trotz ihres etwas spröden, dogmatischen Charakters durchflutet.

Wie soll es aber geschehen? Alle Kirchengemeinschaften sollen zusammenkommen und ihr Glaubens- und Verfassungsgut vor einander ausbreiten, damit alles Gemeinsame und alles Trennende offensichtlich werde. Nicht als

Richter und Angeklagte sollen sie sich zusammenfinden, sondern eben in der Freundschaft der Liebe Christi. Über den Glauben und die Verfassung soll verhandelt werden:

Nachdem der religiöse Ausgangspunkt der Bewegung feststeht, kann ein genaues Verständnis dieser Begriffe gefunden werden. Mit dem Wort „Glaube" ist nicht gemeint, was wir gewöhnlich religiös darunter verstehen. Daß hierin eine Einigung nicht notwendig ist, sondern in der Zugehörigkeit zu Christus bereits besteht, ist die Voraussetzung aller Arbeit und aller Verständigungsversuche. Aber eine Einigung zu erzielen unter Ausbreitung des lehrhaften Charakters der religiösen Grunderlebnisse, der dogmatischen Fixierung des Bekenntnisses sowohl, wie der Ergebnisse äußerer Kirchenbildung, alles dessen, was wir unter Verfassung verstehen, soll versucht werden. Wir reden daher besser von dem Einigungsversuch auf Grund von Bekenntnis- und Verfassungsfragen. Damit ist die Bewegung als eine vom Religiösen ins Lehrhaft-Dogmatische hinstrebende charakterisiert.

Sie tritt in einen gewissen Gegensatz zur zweiten bedeutsamen Einigungsaktion der Gegenwart, der Weltkonferenz für praktisches Christentum (on life and work). Ihre Ziele kann ich hier als bekannt voraussetzen. Sie strebt von den gleichen religiösen Voraussetzungen aus — auf diese tiefere gemeinsame Wurzel lege ich Gewicht — ins Praktische, zu gemeinsamem Wirken in der Welt. Im letzten Ziel sind beide Bewegungen, wie auch im Ausgangspunkt, gleichgerichtet: sie wollen die Christenheit einigen, d. h. gegenseitig näherbringen, die Trennungen ausgleichen und die Katholizität des Evangeliums zur Anschauung bringen, „life and work" mehr im Sinn eines ethisch-religiösen Universalismus, „faith and order" mehr in der ekklesiastischen Darstellung der Katholizität. Doch der Weg, den sie einschlagen, ist ein sehr verschiedener. „Glaube und Verfassung" greift in die Tiefe. Man glaubt hier nicht, daß ein dauerndes starkes Band unter den christlichen Kirchengruppen geschaffen werden könne, wenn nicht auch an der gemeinsamen Lehrausbildung und Verfassung gearbeitet werde. Das macht eine langsame gründliche theologische Arbeit erforderlich, die nur unter Mitwirkung aller Bekenntnisse, auch der kleinsten, erfolgen kann. Sie wird an Rückschlägen und Enttäuschungen reich sein, denn ohne gegenseitige Opfer wird eine Einigung nicht möglich sein. Dieser Wille zur Gemeinschaft, zur Verständigung, die innere Bereitwilligkeit, der Sache der Gemeinschaft Opfer zu bringen, erwächst nicht von heute auf morgen. Sie ist auch nicht ohne weiteres bei allen Teilnehmern in gleicher Stärke vorauszusetzen. Ich persönlich möchte glauben, daß auch sie nur im Zusammenhang mit jenem neuen Gemeinschaftsbewußtsein wachsen wird, das erst bei der Zusammenarbeit erlebt werden kann, also nicht oder nur mit Einschränkung so vorausgesetzt werden darf, wie es die Leiter von „faith and order" tun. Denn diese Opferwilligkeit bedeutet nichts Geringeres, als daß man sich dauernd auf der Höhe der religiösen Forderung Christi bewegen muß. Sie besagt ferner, daß der Fortgang des Einigungswerks und die Überzeugung von seiner Gottgewolltheit alle Opfer rechtfertigen muß.

Zu solcher Einigungsarbeit in Glaube und Verfassung sind die Gruppen mit katholischem Kirchenbegriff besonders befähigt. Unter ihnen wird auch schneller eine Annäherung erfolgen. Die praktischen Schwierigkeiten, die der Konferenz bevorstehen, werden erst anschaulich, wenn die Mannigfaltigkeit der protestantischen Gruppen hinzutritt. Aber man sagt mit Recht, was sind hundert, ja zweihundert Jahre, gemessen an der hohen Aufgabe des Ganzen! Es ist somit nicht verwunderlich, daß die Bewegung gerade von anglikanischen Kreisen (nicht der englischen Staatskirche zunächst, sondern den bischöflichen Anglikanern Nordamerikas) ausging. Sogleich muß aber hierzu die interessante Tatsache hervorgehoben werden, daß unbeeinflußt von dieser Seite gleichzeitig auch die protestantische Gemeinschaft der „Jünger Christi" im Herbst 1910 die Anregung zu einem Einigungsversuch auf lehrhafter Grundlage ergehen ließ. Das zeigt, daß ein solcher Plan nicht nur anglikanischen Machtträumen entsprang, sondern aus einer viel allgemeineren Geistesbewegung zu erklären ist und auch von protestantischen Gruppen nicht für aussichtslos gehalten wurde.

Doch protestantischerseits ist man mit Recht zweifelhaft geworden, ob die Arbeit auf der Grundlage von „faith and order" sehr schnell zu greifbaren Ergebnissen führen und somit wirksam in die Gegenwartsnot der Christenheit eingreifen könne. Die Erfahrungen der Geschichte hat man dahin deuten zu müssen geglaubt, daß die Lehre noch immer Trennungen hervorgerufen habe, während es unverkennbar sei, daß gemeinsamer Dienst und gemeinsame Taten der Liebe einigende Kräfte besäßen. So ist aus protestantischer, echt evangelischer Gesinnung heraus, gleichzeitig um ein Gegengewicht zu der vom Anglikanismus getragenen Bewegung zu schaffen, die „Allgemeine Konferenz für praktisches Christentum" entstanden. Ihre Aufgaben können sofort in Angriff genommen werden. Da sie sich auf den Gesamtkomplex der sozialethischen Nöte unserer Zeit beziehen, wird es, nimmt man mit Recht an, keine abweichenden Anschauungen über die Notwendigkeit eines gemein-christlichen Handelns geben. So kommt es auch, daß alle seitherigen Teilkonferenzen, die in einzelnen Ländern zur Vorbereitung des Stockholmer Konzils abgehalten worden sind, bereits zu praktischen Auswirkungen führten und die Öffentlichkeit in einer Weise beschäftigten, die man noch vor zehn Jahren für unmöglich gehalten hätte. Ganz besonders gilt dies von der englischen COPEC *).

Im Ziel jedoch fließen, wie ich bereits andeutete, die beiden großen Ströme der Einigungsarbeit wieder ineinander. Ich teile die Auffassung nicht, wonach „life and work" lediglich einen moralischen Zweckverband herstellen wolle, der die einzelnen Kirchengruppen zu gemeinsamem Vorgehen nur zeitweilig vereinige, ohne irgendwie eine dauernde Verbindung und eine Darstellung der Einheit der Kirche anzustreben. Das halte ich grundsätzlich überhaupt für unmöglich. Es ist ganz unwahrscheinlich, daß Christen gemeinsam an der Überwindung der Weltnöte arbeiten, ohne sich durch diesen gemeinsamen Dienst innerlich näherzukommen und das Bedürfnis nach engerem Zusammenschluß zu empfinden.

Und gerade dieses Bedürfnis nach engerem Zusammenschluß, geboren aus einem neuen Gemeinschaftswillen, ist der erste Schritt zur kirchlichen Einigung in unserem Sinn. Wir sagten vorhin, daß hierzu auch eine starke Opferbereitschaft der einzelnen Gruppen gehöre, und ich glaube, diese Behauptung auch auf „life and work" übertragen zu müssen. D. Lang hat in seiner Stuttgarter Rede mit Recht darauf hingewiesen, daß ein wirklich einheitliches Vorgehen der einzelnen Kirchengruppen für jede unter ihnen eine, wenn auch noch so leise, Änderung ihrer Verfassung mit sich bringe. Sie liegt in der notwendigen Relativierung des einzelkirchlichen Absolutheitsanspruches. Auch hier sind es die Kirchengruppen, die sich zusammenschließen. Anders der „Weltbund für Freundschaftsarbeit der Kirchen", der es nicht in erster Linie mit der Einigung der Kirche zu tun hat. Um aber sein Arbeitsprogramm energisch durchführen zu können, ist auch er auf die großen Kirchenkörper angewiesen, auf ihren Kollektivwillen, der um so kraftvoller in die Erscheinung treten wird, je weiter die Einigung fortschreitet. So muß der Weltbund eine Arbeit im Sinne von „faith and order" und von „life and

*) COPEC = Conference on Christian Politics, Economics and Citizenship (Konferenz für christliche Politik, Wirtschaft und Bürgerrecht).

work" voraussetzen. So sind aber auch die beiden eigentlichen universal-kirchlichen Einigungsbewegungen, jede in ihrer besonderen klar erkennbaren Eigenart, nebeneinander notwendig. Ich kann darin keine „bedauerliche Tatsache" sehen, wie D. Lang es tut. Er ist der Ansicht, daß sich beide Bewegungen hätten vereinigen müssen. Ich glaube in der Tat, daß das das letzte Ziel sein wird. Aber zunächst halte ich die Trennung für eine unausweichliche Notwendigkeit, wenn nur das Bewußtsein lebendig bleibt, daß beide Bewegungen aus der gleichen Wurzel stammen und, in einem tieferen Sinn genommen, einheitlich sind. Letzteres muß sich in dauernder gegenseitiger Fühlungnahme bekunden.

Man sucht freilich auch diese Gemeinsamkeit zu bestreiten, indem man behauptet, der tiefgreifende Unterschied der beiden Bewegungen läge im Einigungsprinzip. „Glaube und Verfassung" erstrebe die Union, also die Umschmelzung der bestehenden Kirchengemeinschaften zu einer einheitlichen Weltkirche, das „Stockholmer Konzil" dagegen bereite nur eine Föderation vor, bei der die einzelnen Kirchengemeinschaften unangetastet im Bekenntnis und den ihnen eigentümlichen Formen blieben. So wurde auch auf der Diskussion der Weltbundtagung in Stuttgart gesagt. Ich habe mich gefreut, daß D. Lang im gedruckten Bericht diese Auffassung als ein Mißverständnis ablehnt. Gerade in der Stellung zum föderativen Gedanken, der als ein Verfassungsprinzip anerkannt wird, dem die Zukunft gehört, zeigt sich die völlig moderne Haltung der „Weltkonferenz für Glaube und Verfassung", ihre innere Verwandtschaft mit der „Konferenz für praktisches Christentum" und der fundamentale Unterschied zum Konzilsgedanken der mittelalterlichen Kirche. Wäre man in den Kreisen der Weltkonferenz unionistisch gesinnt, dann müßte man Vernichtung, Aufhebung der Denomination und des konfessionellen Einzelcharakters fordern, dann müßte vom Boden einer bestimmten kirchlichen Rechtsauffassung her, etwa der anglikanischen oder der griechisch-orthodoxen, eine Umformung aller Kirchengruppen nach diesem Prinzip erfolgen. Ich gebe zu, daß es Glieder innerhalb der Konferenz gibt, die in dieser Weise vorgehen möchten. Aber derartige Äußerungen einzelner, von kirchlichem Selbstbewußtsein getragener Persönlichkeiten sind hier nicht als maßgebend anzusehen. Die Haltung der Gesamtbewegung ist eine völlig andere. Es wird nottun, dies auf allen Versammlungen unmißverständlich zum Ausdruck zu bringen. Gerade daß es keine solche Basis gibt, nach der die geeinte Kirche gestaltet werden könnte, macht ja die Zusammenarbeit auf der Grundlage völliger gegenseitiger Gleichberechtigung möglich und — notwendig. Jede Gemeinschaft ist zur Mitarbeit aufgefordert — ohne dogmatische Bindung. Nur die Zustimmung zu der religiösen Grundposition, die sich in der Anerkennung der Gottessohnschaft Jesu Christi aussprechen soll, wird gefordert. Keine Gemeinschaft wird sich durch ihre Teilnahme „kompromittieren", um einen Ausdruck zu gebrauchen, dessen sich das strenge Luthertum neuerdings bedient. Der Weltkonferenz wird keinerlei Jurisdiktion für ihre Beschlüsse zustehen. Die Ratifizierung wird vom freien Willen der beteiligten Kirchengruppen abhängen. In keiner Weise soll das Eigenleben der einzelnen Gliedkirchen angetastet werden. Es soll nicht aufgehoben werden, sondern im Gegenteil zur allgemeinen Anerkennung kommen. Die geeinte Kirche soll nicht auf Kosten der bestehenden gebaut werden. Das ergäbe entweder eine Mischmaschkirche oder eine blut- und kraftlose Weltkirche im Sinn einer rationalistischen allgemeinen Religion oder einen neuen kirchlichen Synkretismus, bei dem diejenigen Glieder der Kirche in ihrem Einfluß beherrschend würden, denen die stärksten weltlichen Machtmittel zur Verfügung ständen. Gleichförmigkeit müßte an die Stelle einer organischen Einheit des Mannigfaltigen treten. Eine solche künstlich gemachte Einheit bedeutete aber den stärksten Abfall von dem urchristlichen Einheitsprinzip und wäre der Erstarrungstod der Kirche.

Im Gegensatz hierzu wird die wiedervereinigte Kirche als Organismus verstanden, der schon heute irgendwie unsichtbar die einzelnen Teilkirchen zum Ganzen der Kirche Christi aufbaut. Was aber unsichtbar, unausgesprochen, leider vielfach auch unwirklich ist und daher häufig geleugnet wird (wie z. B. von Rom), das soll sich aus der lebendigen Zusammenarbeit als formulierbar, als worthaft ergeben, mehr noch: es soll Gestalt annehmen. Dabei darf keine Sondergestaltung verletzt oder aufgehoben werden, sondern die Kirche soll sie alle in der Fülle und Mannigfaltigkeit der Formen wie in höherer Einheit umspannen. Somit ist klar, daß man gleichfalls föderativ vorgehen will. Keine Gruppe braucht zu fürchten, daß ihr historisch gewordenes, wertvolles Gut entrissen wird. Doch soll das Bekenntnis- und Verfassungsgerüst der Weltkirche, wenn ich mich so ausdrücken darf, nicht nur in einem losen bekenntnisneutralen Bund verankert werden, sondern gleichsam organisch aus den Fundamenten der einzelnen Gliedkirchen herauswachsen. Somit würde die Weltkirche nicht nur eine moralische Autorität besitzen, wie der von Söderblom angestrebte ökumenische Kirchenrat, sondern in ihr müßte sich jede Gliedkirche wiedererkennen unbeschadet ihrer konfessionellen und nationalen Eigenart, wie sich der Mikrokosmos im Makrokosmos wiederfindet. Die Weltkirche muß das christliche Kirchenprinzip und die Grundlinien des gemeinsam formulierbaren Glaubens zur Anschauung bringen, deren Auslegung in verschiedener Weise erfolgen kann, wie man ausdrücklich zugibt. Praktisch gesprochen wäre, wenn der Plan der Weltkonferenz gelänge — wir haben schon gesagt, daß es ein Programm auf lange Sicht ist — die Christenheit in zwiefacher Weise der sichtbaren Kirche Christi zugehörig, zunächst in der Form der engeren Konfessionskirche (Nationalkirche, Volkskirche, Freikirche, Bekenntniskirche) und dann außerdem in der Form der umfassenden übergeordneten Weltkirche. Unserem evangelischen Verständnis entsprechend wäre damit in keiner Weise der Glaube an die unsichtbare Kirche als der wahren und vollkommenen aufgehoben oder etwa überflüssig gemacht. Denn in aller Geformtheit schlummert die tiefe Tragik des Unvollkommenen, die an einem bestimmten Punkt der Entwicklung vorbricht und das ganze Werk bedroht, wenn es nicht im Ewigen und Unsichtbaren, dem Grund aller Formen, verankert ist.

Man mag diesen Plan einer allgemeinen Weltkirche phantastisch nennen. Ich kann ihn nicht so bezeichnen, sondern finde, daß er immer wieder mit Notwendigkeit aus der Anschauung einer christlichen Kirche als des Körpers Christi herauswächst. Nur durch die sektenhafte Anmaßung der einzelnen Kirchengemeinschaften, die alleinseligmachende Kirche zu sein, den vollen Gehalt der Wahrheit Christi in sich zu tragen, ist die urchristliche Schau der „Gesamtgemeinde" verdunkelt worden. Freilich, bedenkt man, wie tief die Spaltungen in das Sonderbewußtsein der Gruppen eingedrungen sind, wie viele schwere innere Hemmungen für die einzelnen zu überwinden sein werden, dann begreift man, daß Menschenwerk hier lediglich Verwirrung stiften kann und nur Gottes heiliger Wille selbst die zerstörte Einheit der Kirche wiederherstellen kann. Ist aber die Kirche — aus Gott, will sie wirklich Gott mehr dienen als den Menschen, dann wird sie auch aus innerer Notwendigkeit das neuerwachte Verständnis der Ökumenizität der Kirche in der Form eines lebensvollen gesamtkirchlichen Organismus gestalten müssen. Sicherlich liegt die Verwirklichung nicht in unmittelbarer Nähe. Bevor nicht die einzelnen großen konfessionellen Ausprägungen der christlichen Idee unter sich einheitlich geworden sind, bevor nicht die nationalen Kirchenverbände sich zu starken Bünden zusammengeschlossen haben, ist

nicht damit zu rechnen, daß auf der konfessionellen Linie von „Glaube und Verfassung" wirklich tiefgreifende Erfolge zu erwarten sind. Doch es mag genügen, daß der Einigungswille überhaupt in ernsthaftester Form auf dem Wege ist.

Frankfurt a. M. René H. Wallau

Kultische Katholizität

1

Wir stehen in einem Fünfeck von großen katholischen Punkten: im Anno Santo des rekatholisierenden Rom und vor seinem Vatikanischen Konzil, in der 1600 jährigen Wiederkehr des Datums der ökumenischen Synode von Nicaea (325), vor der Universalkonferenz der Bewegung für „Glauben und Verfassung" (Washington Mai 1927) und in der Rüstung auf das von Protestanten berufene Weltkonzil der Bewegung für „praktisches Christentum" in Stockholm (August 1925). Die große moderne Katholizitätsbewegung, die sich hier kristallisiert, ist nicht schlechthin zu betrachten als die notwendige kirchengeschichtliche Erscheinung auf dem kulturellen Grunde von Weltökonomie, Weltpolitik und Weltverbundenheit. Es ist auch mehr hier wirksam als der praktisch aktuelle Anlaß, gegenüber der Not der Zeit die unvereinigten durch den Krieg gänzlich auseinandergesprungenen ethischen Kräfte des Christentums zu machtvoller Hilfe und Tat zu konzentrieren, und der kooverierende verantwortliche Tatwille aus christlicher Gewissensnötigung.

Diese Motive werden letztlich transparent für einen starken religiösen Drang nach Gemeinschaft. Dieser tiefe und notwendige, die sozialethische Zusammenarbeit der Christenheit tragende Grund ist aus seiner bloßen Transparenz kräftig und programmatisch herauszustellen. Es geht um den wieder lebendig gewordenen dritten Glaubensartikel. Die Kirche Christi ist katholisch, das heißt universal: sie umfaßt alle von Christus Ergriffenen. Dieses große katholische Kirchengefühl als Bewußtsein religiöser Christengemeinschaft vor Gott — das ist und muß die wesentliche Grundlage bleiben oder werden. Aus ihm erst und allein entspringt spontan in der christlichen Gewissensreligion die starke ethische Verantwortung der christlichen „Bruderschaft", nicht nur die des Heils, sondern auch die der sittlich-sozialen Verpflichtung. Auf ihm erst und allein beruht, was an Weltgewissen der Christenheit sich äußert oder äußern soll. Es ist das Erste, seelisch Tragende, ohne das nichts sein kann.

Dies Erste, mag man nun überlegen, kann sich ausformen als kultisch-liturgische, als dogmatisch-symbolische, als praktisch-ethisch-kooperative, als kirchlich-rechtlich-organisierte Katholizität. Das nun ist die Frage, an welchem Ort und Weg die genuine Ausformung stattfindet. Der lebendigste Ausdruck ist wiederum der lebendigste Eindruck. So ist es dieselbe wichtige Frage, an welcher Stelle des religiösen Formenlebens das große Kirchengefühl primär erweckt wird, auf welchem Wege es am nächsten vermittelt werden kann. Dieser Ort und Weg ist der Kultus. Er ist das morphologische Prinzip der Katholizitätsgemeinschaft. „Wir treten zum Beten vor Gott" in ihm, das ist sein wesentlicher Sinn. Vor Gott und Christus aber sind wir nicht allein und Einzelne. Wir sind Gemeinde. Aber wir sind mehr als Einzelgemeinde. Wir sind vor dem, dem die Christenheit zugehört, ein Teil dieser Christenheit. Ja wir stehen in ihr und mit ihr gemeinsam vor Christus und mit Christus als dem Herrn und Haupt des Leibes vor Gott. Wir stehen dann als Gläubige in der katholischen unsichtbaren Kirche. Das ist fromme Erfahrung, deren systematische Problematik hier nicht weiter ausgelegt werden kann. Im Gottesdienst der Gemeinde (auch schon im intensiven Privatkult des Gebetslebens) lebt original ausdrücklich und eindrücklich das Katholizitätsgefühl. Der Doppelsinn des Wortes Kirche (Kultgebäude und Kirchengemeinschaft) weist darauf hin. Von hier aus erwächst lebendig und original Gemeinschaftsverantwortung und -verpflichtung bis zu ihren sozialethischen Auswirkungen. So ist der Weg der kultischen Katholizität der organische Weg zu allen anderen Ausformungen des Katholizitätsgefühles; auch und gerade das Fundament praktisch-sozialen Gemeinschaftswirkens [1]).

2

Ich muß gestehen, daß ich bei der Beschäftigung mit diesen Gedankengängen, ihrer historischen Prüfung und präzisen Formulierung der Kultischen Katholizität mit besonderer Spannung René Wallaus Buch über die Einigung der Kirche vom evangelischen Glauben aus [2]) erwartet habe, da ja Wallau in der Kultreformbewegung mit drinsteht. Doch erfüllt Wallau bei all seiner ausdrücklichen und oft durchschimmernden Schätzung dieser Dinge die Erwartung nicht. Man findet bei ihm nicht die starke systematische und ausgeprägt programmatische Tendenz zu gleichen oder ähnlichen Gedankengängen und Präzisionen, die bestimmter wäre, als sonst üblich. Seine programmatische Tendenz ist auf die gemeinschaft- und gesinnungsbildende ethisch-praktische Tat letztlich gerichtet. Das Buch ist ein zeitnotwendiges, wichtiges, außerordentlich reich instruierendes und klares Werk. Wir sind dem Verfasser dafür zu Dank verpflichtet. Er schildert in der einheitlichen Konzeption einer modernen Lebensbewegung die Gegenwartsbestrebungen der Katholizität nach ihren grundsätzlichen Wegen und Zielen und ihren seitherigen Ergebnissen, geht den geschichtlichen (Evangelium, Reformation) und gegenwartsbedingten Voraussetzungen der Einigungsarbeit vom evangelischen Glauben aus nach und empfiehlt in propagandistischer Kraft für Stockholm Söderbloms Wege zu einer ethisch-praktischen föderativen Katholizität: gemeinsames Anpacken des sozialethischen Weltproblems in praktischer Zusammenarbeit. Dieser gewiesene Einigungsweg wird sich als gemeinschaftsbildend erweisen und zielhaft streben auf eine föderativ-organische evangelische Union der Christenheit. Die nationalen und konfessionellen Einigungswerke, die allenthalben stattfinden, sind die notwendigen Vorstufen.

Im Einzelnen wären viele Ausstellungen zu machen. Der Schwung seines Stiles und seine auf Stockholm gerichtete Einstellung gleitet oft zu flüssig und leicht. Wallau ist großzügig calvinistisch orientiert. Der meist calvinistisch gerichtete Anglo-Amerikanismus aber, der in der Katholizitätsbewegung an leitender Stelle steht, trägt die Gefahren seiner rational-naiven, praktischen, gesetzlichen und äußerlich organisatorischen Art an sich und mit sich. Da gerade gälte es als Beitrag solcher deutschen Arbeit, zu Gunsten des deutschen Verständnisses wie zu Gunsten der Bestrebungen selbst, noch viel schärfer, tiefer und energischer, als es Wallau tut, die Bewegung zu problematisieren, sie fest und fast mit der extrem formulierenden Haltung einer Minorität aufs Innerliche und Religiöse zu fundieren, zu historisieren und zu traditionalisieren, d. h. an Luther anzuknüpfen [3]).

[1]) Ihn auf das Ziel dieses universalen Gemeinschafts- und Verantwortungsgefühls hin auszubauen, scheint mir ein wesentlicher Beitrag zu der, vielleicht in anderem Sinne, von Georg Wünsch angeregten sozialethischen Ausgestaltung der praktischen Theologie.

[2]) **Die Einigung der Kirche vom evangelischen Glauben aus.** Von René Wallau. Furche-Verlag, Berlin 1925. 360 Seiten. 10, geb. 12 M.

[3]) Diese energische Anknüpfung an deutsche und lutherische Tradition scheint mir für die Sozialethik und Sozialreform in Deutschland durchaus notwendig, sei es positiv, sei es kritisch weiterführend. Vgl. die betreffenden sozialethischen Schriften von Georg Wünsch. Wenn solche christlich lebendigen, aber stark angelsächsisch inspirierten Bestrebungen wie der Versöhnungsbund in deutschen Kirchen heimisch werden wollen, haben sie das zu beachten.

Solche Richtung ist gemeint in der programmatischen Formulierung der kultischen Katholizität. Es gilt, in kritisch präzisierender Ergänzung zu Wallau, der namentlich für die Gegenwart reichlich das Material bietet, die christliche Katholizität in dieser Linie zu verfolgen.

3

Von der eschatologischen Gebetsgemeinschaft um den „Menschensohn" (Vaterunser und Gemeinschaftsmahl) führt eine einheitliche kultische Linie zum Kultbekenntnis des Kyrios Jesus Christus. Der Christusheilsbereich als Gemeinschaftskreis vor Gott um den Mittler ist bereits organisch religiös und morphologisch angelegt in dieser prophetisch-messianisch vermittelten Jüngergemeinschaft. Der religionsgeschichtliche Bruch des Übergangs von jüdischen Vorstellungsformen zu helleniſtischen, herkömmlich gezeichnet und auch von Wallau im Grunde skizziert, wird sekundär in dieser Betrachtung, die methodisch und vielleicht auch inhaltlich durch Leitgedanken Rudolf Ottos bestimmt ist. Die Pfingstgemeinschaft der Jünger, die in Beten und Flehen einmütig beieinander waren, ist eine kultische. Das urchristliche Kirchengefühl ist zu bestimmen als naiv enthusiastisch die unsichtbare Kirche mit der sichtbaren identifizierende, christopneumatisch-sakramentale Katholizität. In den Leib Christi einverleibt wird der Einzelne durch Taufe und Herrenmahl. Die Bruderliebe und das Sorgen der Verantwortung entspringt so kultisch genuin, denn das Pneuma, der dynamisch ethisch gerichtete Geist Christi, ist eine sakramentale Gabe.

Die vorkirchliche und frühkirchliche Katholizität ist deutlich episkopal-kultisch orientiert. Die unitas ecclesiae wird sichtbar, deutlich und eindrücklich als unitas sacerdotalis, und diese ist „Wurzel und Mutter der katholischen Kirche". Es rückte allmählich in der Polarität des Kirchenbegriffs von Offenbarungsmittel und Offenbarungsgemeinschaft, von Christus und Christenheit, der Ton zuerst vom Gesamtleib auf das Haupt des Leibes: Christus, als die Offenbarungsquelle des Pneuma und der Kommunion; dann äußerlicher von der Gemeinde auf das liturgische Amt und die Institution. Das ist bedingt durch das empirische Nachlassen des spontanen Enthusiasmus. Der Bischof aber ist Leiter der Eucharistie, und das Sozialethos der Barmherzigkeitspflege hängt eng zusammen mit dem Kultus, in dem die enge Gemeinschaft als verantwortliche immer wieder fühlbar wird. Diese altkirchliche Katholizität wird mehr und mehr synodal-hierarchisch-liturgisch-institutionell versteift und ökumenisch verrechtlicht als Reichs- und Staatskirche. Aber sie hat ihre vornehmliche eindrückliche Sichtbarkeit als hierurgische Anstalt.

Das morgenländische Kirchengefühl der orthodox-anatolischen Kirchen, die uns heute durch ihre Teilnahme an der modernen evangelischen Einigungsbewegung wichtig werden, ist in seiner gar nicht festorganisierten und doch von starkem Einheitsbewußtsein erfüllten traditionsgläubig-archaistisch-mysterienkultischen Katholizität orientiert an dem allenthalben wesentlich gleichen Kultus, diesem geheimnisvollen liturgisch-mystischen Theatron des Dogmas, der in kanonischer Ritualität vollzogenen Handlung. Die symbolische Figur des Patriarchen von Konstantinopel weiht das Myron für den größten Teil der Kirche. — Die römische Kirche besteht als juridische, fest organisierte, papalistisch zentralisierte hierarchische Katholizität. Aber der Papst ist der Pontifex Maximus in Rom als der cathedra sacerdotalis des Petrus. Kathedrale und Dome sind die ausdrücklichen und eindrücklichen Charakteristika der römischen Einheit des Mittelalters und heute noch. Die liturgische Katholizität als volkstümlich starkes Einheitssymbol in der Einheit der liturgischen Sprache, der liturgischen Formen, Gebete und Handlungen wird durch das juristische Wandgefüge deutlich transparent. — Luther selbst ist intensiv auf das Katholische, das Universale gerichtet. Sein sicheres Einheitsbewußtsein der ganzen frommen Christenheit äußert sich als fidelisch-evangelisch-kultische Katholizität. Die unsichtbare Kirche des Glaubens wird dem Glauben deutlich und fühlbar im evangelischen Gottesdienst: die enge katholische, d. h. ökumenische Verbundenheit mit allen mit Christus verbundenen. So ist der Kult mit den Offenbarungs- und Gnadenmitteln von Wort und Sakrament das äußere Zeichen der einen wahren christlichen Kirche. Das bleibt für die Orthodoxie und das nachfolgende Luthertum, indem nur das Theologische, Rationale stärker hervortritt und der Glaubenseindruck zur Glaubenslehre wird, das Lebendige zur Doktrin. Infolge der landeskirchlichen Gebundenheit wird erst recht der Artikel von der einen katholischen Kirche zum bloßen Dogmatikel. So weit er aber Leben hat, bleibt er in kultischer Katholizität ausdrücklich und eindrücklich bestimmt. — Calvins Katholizitätsdrang ist theokratisch, aktiv, ethisch-praktisch gerichtet. Die geforderte Heiligung der prophetischen Kampfschar um die Ehre Gottes und um sein Reich wird ein Wesensmerkmal der Kirche, soweit sie auf Erden sichtbar sein kann. Aber die Gemeinschaft der Prädestinierten, soweit sie in diesem Reichsgotteskampf auf Erden steht, muß im Kult, unter dem Wort, in der Mahlfeier sichtbar erscheinen. Calvins weltweite Konzils- und Organisationspläne kamen nicht zur Ausführung. Aber in der aktiveren Haltung und unter anderen staatlichen Bedingungen als das partikularistisch gebundene und mehr innerlich gewandte Luthertum blieb der reformierte Protestantismus weit stärker universal, katholisch gesinnt. — Die Versuche und Pläne der einzelnen großen Persönlichkeiten in den letzten Jahrhunderten von Erasmus über Gustav Adolfs Corpus Evangelicorum bis zu John Durie, Oliver Cromwell, Grotius und Graf Zinzendorfs Unionsbestrebungen können hier nicht geschildert werden.

4

Die Katholizitätsbestrebungen der Gegenwart sind in ganz anderem Maß lebendige Bewegungen und die Führer mehr deren Exponenten. Wir unterscheiden am besten zwei Reihen nach dem charakteristischen Motiv. Zunächst die Reihe vornehmlich des religiösen Gemeinschaftsmotivs, das deutlich im Kultischen Ausdruck sucht.

Wir beginnen mit den freien Initiativen. Wichtig sind hier die romantischen Allianzbewegungen seit der Mitte des vergangenen Jahrhunderts. Zweifellos liegt hier eine Tradition der neueren Einigungsbewegung. Ein katholischer Bund evangelischer Bruderschaft ist das Ziel. Die Ausformung dieser nur zu sehr individualistischen Tendenz geschieht ganz in der kultischen Katholizität alljährlicher, heute noch stattfindender gemeinsamer Gebetsversammlungen und gemeinsamer Gebetszeiten (die Gebetswoche!). Die Frömmigkeit ist stark englisch-dissenterisch bestimmt. Die „Evangelische Allianz" (1845) und die „Blankenburger Allianz" haben starke Berührung mit den deutschen Gemeinschaftskreisen. Die Katholizitätsrichtung eines Bundes aller echten bekehrten christlichen Persönlichkeiten hängt stark zusammen mit der spezifisch biblischen kultischen Erbauung. Hierhin gehört ferner die christliche Bewegung unter der Studentenschaft, vornehmlich der Christliche Studentenweltbund (John Mott 1895) mit deutlichem Zug zur christlichen Einheit unter Betonung von Gemeinschaft und Bibelandacht. Zwischenhinein ziehen sich immer stärker die konfessionellen Einheitsbestrebungen. Die Laienreligiosität der Quäker, die zweifellos die lebendigste und seelisch innerlichste Frömmigkeit angelsächsischer Art darstellt, zeigt deutlich den starken Zusammenhang von Kult, in ihm erfahrener universal verbundener Gemeinschaft und aus ihm entspringender verantwortungsbewußter sozial-ethi-

scher Tat. Eine organisatorische Fühlungnahme des Gesamtquäkertums, für dessen Katholizität und Einheit silent worship charakteristischer Ort und Ausdruck ist, wurde vorgeschlagen. Der Reformierte Weltbund (Zürich 1923) erweist den reformierten Zug zur Einheit; den lutherischen die Lutherische Weltkonferenz (Eisenach 1923). Das religiös lebendige universale Zusammengehörigkeitsgefühl in Jesus Christus war in Eisenach das Entscheidende. Amerikanische Lutheraner (Neu York) nahmen in einer nur inoffiziell diskutierten prinzipiellen Programmschrift den Geist der Katholizität für die lutherische Kirche in Anspruch. Die Tatsache der ökumenischen Einheit in Christus wird festgestellt. Die Mittel dieser Katholizität sind kultische: die Predigt des Wortes und die Verwaltung der Sakramente. Zugleich aber ist charakteristisch die Verpflichtung zum Dienst der Liebe.

Ebenso ist bei den Anglikanern der Geist und das Streben nach Einheit im Sinne episkopalistisch-hochkirchlicher Katholizität erwacht. Von vornherein wird in der anfänglichen Gebetsallianzbewegung (1857) der Primat des Kultischen als Ausdruck und Eindruck katholischer Gemeinschaft klar und wird heute deutlicher noch in dem liturgisch bestimmten Minimalprogramm der Einigung mit den englischen Freikirchen, in einer gewissen Kultusgemeinschaft mit den morgenländischen Kirchen und in der Interkommunion zwischen der englischen Staatskirche und der bischöflich-lutherischen Kirche in Skandinavien. Das Angebot der anglikanischen Bischofsweihen an alle betreffenden Gemeinschaften spielt eine große Rolle.

Aus amerikanisch-anglikanischen Kreisen endlich stammt, in klarer Fortführung der Linien, die große christlich-kirchliche Katholizitätsbewegung für Glauben und Verfassung. Die Einigung aller christlichen Gemeinschaften der Welt wird erstrebt, in organischer Union, als Selbstzweck und Wert in sich. Für Mai 1927 ist die entscheidende Weltkonferenz in Washington vorgesehen. Vergleicht man das anglikanische Vier-Punkte-Programm mit den „katholischen" Programmpunkten der Jünger Christi, die ebenfalls wichtige Anregungen zu dieser Bewegung gegeben haben, so ist stark eindrücklich, wie hier zuletzt eine liturgische Katholizität als Ausdruck und Auswirkung eines rational verhüllten Gemeinschaftsgefühls gesucht wird: im liturgischen Einheitssymbol, das gewiß mehr Lebens- und Kultsymbol sein muß als theologisches Lehrdogma (denn die konfessionelle Lehrausprägung in ihrer verschiedenen Mannigfaltigkeit soll ja allen Gemeinschaften erhalten bleiben!), — und im liturgischen Amt. Die aber so vereinigte Kirche wird die mächtige ethische Stoßkraft und gesammelte Energie besitzen.

5

So finden sich in dem sozial-ethischen Wollen von selber die Übergänge zu der zweiten großen Reihe der modernen Katholizitätsbewegung, der Reihe des praktischen Verantwortungsmotivs, das aber deutlich im religiös-kultischen Katholizitätsgefühl verankert liegt. Namentlich Krieg und Weltnot der Zeit hat diese Reihe so wichtig gemacht. Von den freien Initiativen ist der Versöhnungsbund zu nennen, für den die quäkerische Andacht auf den internationalen Arbeitstagungen grundlegend ist. Das Federal Council hat (1908) den kirchlichen Protestantismus Nordamerikas größtenteils zu gesammelter aktiver sozialer Arbeit konzentriert. Aus der Verantwortung gegenüber der Notlage des europäischen Protestantismus ist die Allgemeine protestantische Hilfsaktion entstanden (1921). Aus der Verantwortung und Bemühung in der Friedensfrage und der Frage des internationalen Völkerverkehrs ist der christlich-kirchlich tendierende Weltbund für Freundschaftsarbeit der Kirchen erwachsen (seit 1914). Das christliche Weltgewissen zu wecken und darzustellen ist die Aufgabe.

Aus dem Weltbund heraus entstand in den letzten Jahren die Bewegung für „praktisches Christentum" unter der Führung der ökumenischen Persönlichkeit des lutherischen Erzbischofs Söderblom (Upsala) und des reformierten Amerikaners Macfarland. Ein soziales Credo der Christenheit wird in Stockholm nun angestrebt. Söderbloms Pläne gehen wohl letztlich weiter auf eine großartige föderative Katholizität. Wesentlich aber ist auch hier zu beachten die religiös-kultische Basis der Verantwortungsgemeinschaft, nicht nur in den Aufrufen zu gemeinsamem Gebet, sondern auch in dem zumal durch die lutherische Persönlichkeit Söderbloms bedingten Bestreben, in gemeinsamen gottesdienstlichen und sakramentalen Feiern die Katholizität der Kirche primär zum Ausdruck und Eindruck zu bringen, zum grundlegenden Eindruck für das gegenseitige Verpflichtungsgefühl aus kultischer Gebets-, Altar- und Kanzelgemeinschaft. Deutlich weisen auch in diese Richtung die eindrücklichen Berichte von den Stillgebeten der vorbereitenden Copec-Konferenz in Birmingham (siehe Sp. 636).

6

Es ist gewiß klar geworden, was mit der Formulierung der kultischen Katholizität gemeint ist: eine systematische und historische Erkenntnis und deren programmatische Präzision. Freilich nicht das Programm eines neuen oder besonderen Weges, sondern des Grundweges für den Ausdruck des Katholizitätsbewußtseins und des Grundweges zu den weiteren Wegen praktisch verantwortlicher Arbeit. Diese kultische Katholizität ist nicht nur die grundsätzlich primäre und genuine Ausformung des ökumenischen Gemeinschaftsgefühls, sondern auch die traditionelle im Christentum und Protestantismus, zumal aber im Luthertum. Sie ist ferner nicht nur ein Grundsatz und Programm, sondern eine Tatsache, die es hervorzuheben und eindrücklich zu machen gilt. Sie ist insofern Ausformung totaler Katholizität, als sie Rom mit umfaßt: wie die sakramental-institutionelle Katholizität Roms anspruchshaft alle Getauften umfaßt, so beansprucht die evangelische kultische Katholizität in einheitlicher Umgreifung aller Christgläubigen eben auch Rom mit ihrem schwebenden Ausdruck ökumenischen Bewußtseins und in der liturgischen Gemeinschaft so vieler christlicher Kultelemente. Sie verbindet tatsächlich alle Einigungsbewegungen der Gegenwart, vor allem die beiden bedeutenden von Stockholm und Washington, als Grundform. Sie enthält die erforderliche Innerlichkeit, die das Wesentliche bleibt, gegenüber amerikanischer Geschäftigkeit. Sie ermöglicht auch die extremst gefaßte evangelische Freiheit. Sie hat die Elastizität und Schwebe, die Spannung zwischen dem stark ausgeprägten konfessionellen Bewußtsein (des deutschen Luthertums) und des allgemein christlichen Gemeinschaftsgefühls zu ertragen, indem nicht nur die konfessionellen Besonderheiten der Lehre, sondern auch der liturgischen Gestalt erhalten bleiben können. Sie vermag in gleicher Schwebe das empirische Interim der tatsächlich noch bestehenden kirchlichen Unvereinigtheit zu ertragen — und wäre es, aufs Ganze gesehen, ein dauerndes Interim. Sie unterhält und weist hin auf das Gebet als die notwendige lebendige Beziehung zu Gott. In dieser Beziehung eben erhält sie die Gemeinschaftserfahrung lebendig und ist in gesunder Frömmigkeit die spontane Quelle des Verantwortlichkeitsgefühls und der ethisch-praktischen Gestaltungskraft. Vor allem aber hat die kultische Katholizität die symbolkräftige Volkstümlichkeit, hat die Eindrucksmöglichkeit auf Kirchenvolk und Laientum, die bisher der Katholizitätsbewegung in wei-

testem Maße fehlt. Und sie vermag in dieser Hinsicht ebenso sehr Privatinitiative als auch Kirchenprogramm zu sein.

Es ist noch am Schluß ganz kurz die Möglichkeit des praktischen Ausbaus der kultischen Katholizität zu entfalten. Möglich ist zunächst Betonung und Ausbau des freigeformten Ausdrucks des Katholizitätsbewußtseins in Fürbitte, Predigt, freien Gebeten. Dann Betonung und unterstreichendes Hervorheben des festgeformten kultischen Ausdrucks des Katholizitätsgefühls, im festen Gebetsgut, in Hymnen und Liedern. Zuletzt Betonung des gleichgeformten kultischen Ausdrucks, der uniformen, altererbten und gemeinsamen schlechthin katholischen Stücke der Liturgie, die als eindrucksvolle Einheitssymbole unterstrichen werden können: die ökumenischen Symbole, die Schrift, die Sakramente, die traditionelle Agendenfolge, und das Herrengebet. (Liturgische Katholizität.)

Möchten diese Möglichkeiten und Wege in deutschen Landen jetzt nicht versäumt werden — in Stockholm werden sie gewiß nicht unbegangen bleiben.

Marburg Werner Petersmann

Stockholm

Vom 19.—31. August wird in der schwedischen Hauptstadt die „Weltkonferenz für praktisches Christentum" (life and work) mit 600 Delegierten aus allen christlichen Kirchen, mit Ausnahme der römisch-katholischen, tagen. Beraten soll werden über die Notwendigkeit und Möglichkeit der Einwirkung des Evangeliums auf die soziale Welt. Die Verpflichtung der christlichen Kirchen gegenüber den Zielen, die Gott der Welt bestimmt hat, gegenüber der wirtschaftlichen und industriellen Lage, der sozialen und sittlichen Lage, gegenüber den Beziehungen der Völker untereinander, gegenüber der christlichen Erziehung, gegenüber ihrer eigenen Einheit untereinander soll festgestellt und ihre Umsetzung in die Tat erwogen werden. Eine gewaltige Aufgabe, von der wir wissen, daß ihre Verwirklichung Stückwerk bleiben, aber doch durch Stockholm zu einem Stück Wirklichkeit werden soll.

Die durch die Einberufung der Konferenz verfolgten Ziele sind, trotzdem sie sich decken, doppelter Natur: einmal die schon genannte praktische Verwirklichung des Evangeliums in der Welt; dann aber die Vereinigung der Kirchen selbst, wozu die Beratung über die Alle angehenden praktischen Nöte die gemeinsame Basis fürs Erste schaffen soll. Ein glücklicher Gedanke; denn Glaube und Verfassung sind zu sehr mit der nationalen und kirchlichen Eigenart der Denominationen verknüpft; in diesem ihrem eigensten imponderablen Besitz zeigen sie sich empfindlich; ja man kann der Meinung sein, daß hier ein formuliertes Einheitsbekenntnis gar nicht wünschenswert sei. Aber in der Auswirkung des zentralen Besitzes, der in der Tat doch ein einheitlicher ist, müßte sich ein brüderliches Zusammenhalten erzielen und damit eine gemeinsame Basis finden lassen.

So richtig mir der Gedanke scheint, auf Grund eines unformuliert gelassenen, aber vorhandenen Zentralen im Peripherischen, was jede Sozialethik doch ist, eine gemeinsame Verpflichtung zustande zu bringen, wird seine Verwirklichung im Stockholm des Jahres 1925 doch auf größte Schwierigkeiten stoßen. Und enthusiastische Erwartungen wird der Kenner der Verhältnisse nicht hegen; denn Stockholm ist erst ein Anfang, wenn auch ein großer, vielversprechender Anfang.

1

So ist die Konferenz von vornherein ein Torso; denn Rom ist nicht offiziell vertreten. Nach seinen eigenen Voraussetzungen konnte es, wenn es sich nicht selbst aufgeben wollte, nicht erscheinen. Es betrachtet sich selbst als die Einheit der Christenheit, zu der es nur eine Rückkehr gibt. Mit dieser Behauptung zeigt sich das große Rom in Wahrheit klein; denn auf das Ganze gesehen, spricht sich darin sektiererischer Geist aus. Gleichviel, das vermag nicht über einen Mangel hinwegzutrösten, der ein dauerndes Problem für ein vom Protestantismus berufenes ökumenisches Konzil sein wird. Denn wenn wir auch den Anspruch Roms auf Alleingeltung zurückweisen, so bieten sich gerade auf sozialethischem Gebiet tausenderlei Möglichkeiten, ja sogar Notwendigkeiten der Zusammenarbeit mit ihm, die bisher in freier Weise auch in Deutschland geübt wurde. Es wird eine schwierige Aufgabe der Konferenz sein, weiterhin Mittel und Wege zu suchen, auch Rom in seinen Kreis mit einzubeziehen. Deutschland vor allem kann, wenn überhaupt eine fruchtbare Wirkung christlichen Geistes auf das öffentliche Leben ausgeübt werden soll, der Wucht und der Intelligenz der römisch-katholischen Kirche nicht entbehren. Das ist eine Tatsache, die auch ihre geschworensten konfessionellen Feinde anerkennen müssen.

Dann aber wird die Zusammenarbeit auf ganz anderer Basis zu erfolgen haben. Nicht indem offizielle Kirchen unter der Voraussetzung des gleichen Wertes ihres innersten Besitzes zusammentreten, sondern, indem die Konferenz unter dem Gesichtspunkt der Hilfe für brennende Weltnöte ganz absehend von irgendwelchem christlichen Einheitsstreben auf rein ethisch-naturrechtlicher Grundlage einberufen wird. Will man aber das Einheitsstreben nicht preisgeben, dann wird die Konferenz eine protestantische Weltkonferenz sein. Als solche hat sie zweifellos ihren großen Wert, wird aber den Anspruch, ökumenisch zu sein, aufgeben und sich irgendwie gegen den römischen Katholizismus abgrenzen müssen.

Eine andere dritte Möglichkeit, die Möglichkeit starken Glaubens an das ut omnes unum sint, wäre die, dauernd den Charakter der Ökumenizität zu bewahren, die Lücke, wo der römische Katholizismus stehen sollte, offen zu lassen und im Glauben an das Unmögliche hoffen, daß endlich einmal die Starrheit Roms zerbricht und es sich in die wahre und weite Einheit der Christenheit einfügt. Aber dazu ist Stockholm erst recht ein Anfang.

2

Auf eine weitere innerhalb des Protestantismus liegende Schwierigkeit der Konferenz weist Erich Stange (Vom Weltprotestantismus der Gegenwart; siehe unten!) hin. Er betont mit Recht, daß die angelsächsischen Christen calvinistischer Tradition mit andern Voraussetzungen sozialethischer Art zur Konferenz kommen als die deutschen Christen mit lutherischer Tradition. Die Differenz liegt in der Verschiedenheit der Vorstellung vom Kommen des Reiches Gottes. Die Angelsachsen glauben, es auf dieser Erde mit Hilfe menschlicher Organisationskraft und Willensanstrengung herbeiführen zu können. In hellem Optimismus meint man dort schon Anfänge des göttlichen Weltzustandes im Völkerbund und in der Antikriegspropaganda sehen zu können, mit deren Organisation man gefühlsmäßig das Reich Gottes vereinerleit. Die deutschen Lutheraner halten es für biblischer und auch der Sachlage entsprechender, wenn sie das Reich Gottes erst am Ende der Tage erwarten, wo es kommt ohne unser Zutun durch die Tat des allmächtigen Gottes allein. Das bedeutet nicht, wie von Stange ausdrücklich betont wird, den viel beklagten Quietismus, der ja in der Tat auf lutherischem Gebiet viel Unheil in sozialer Hinsicht verschuldet hat — das wissen die Lutheraner heute selbst. Die deutschen Kirchen sind zu tatkräftiger Mitarbeit aus dem Geiste des Evangeliums an Staat, Wirtschaft und öffentlichem Leben entschlossen. Und zwar nicht nur zu einer Mitarbeit im Sinne der kirchlichen Wohlfahrtspflege, sondern im Sinne einer Einflußnahme auf die Gestaltung des öffentlichen Lebens nach den Forderungen des christlich bestimmten Gewissens. In dieser Hinsicht haben sich seit einigen Jahren

bedeutsame Wandlungen vollzogen. Man tut seine aus dem Glauben als Frucht sich ergebende sittliche Pflicht, lehnt es aber ab, damit irgendwie sich anzumaßen durch menschliche Kraft das Reich Gottes zu schaffen.

Ich stehe durchaus in dieser Argumentation auf Seiten der Deutschen und bin der festen Überzeugung, daß sie hierin richtiger sehen und das evangelische und reformatorische Erbe reiner wahren. Aber ich meine, dieser Punkt sollte die Konferenz nicht zu einer Auseinandersetzung der beiden großen protestantischen Gruppen in Stockholm veranlassen. Dort handelt es sich nicht darum, über die Art des Kommens des Reiches Gottes zu debattieren, sondern darum, wie die im Evangelium verkündigte Gnade und Barmherzigkeit Gottes in der Welt zur Wirkung, und zwar jetzt in diesem Augenblick, gebracht werden könnte. Möchte man doch endlich in sozialethischen Erörterungen die Frage nach der Möglichkeit eines zweckhaften Erfolges unseres Handelns zurückstellen. Wir haben uns gar nicht darum zu kümmern, ob etwas und wieviel bei unsern Bemühungen herauskommt. Es ist Gottes Sache, ob er unser Tun segnen will oder nicht; es ist ganz allein seine uns verborgene Angelegenheit, wann und wie er sein Reich verwirklichen will. Für uns handelt es sich allein um die Frage: Was sollen wir auf Grund des uns allen gewordenen Gnadengeschenkes tun an diesem Staat, dieser Familie, dieser Wirtschaft, dieser Jugend. Wir sollten nicht teleologisch, sondern kausal verfahren. Es scheint mir auch kaum berechtigt, die „Ziele" zu formulieren, die „Gott mit dieser Welt vorhat". Wer weiß von uns Menschen etwas darüber? Aber aus dem gemeinsamen Glaubensgeschenk Aufgaben für das Hier und Jetzt der Geschichte als Folgerung des bereits Geschehenen zu formulieren, dürfte nicht unmöglich sein. Darin läßt sich bei gutem Willen eine Einigkeit erzielen. Vielleicht ist das der einzige Punkt, wo zur Zeit überhaupt eine Einigkeit der christlichen Kirchen zu formulieren ist.

Für uns Deutsche wird es beim freudigen Bekenntnis zu dieser Einigkeit nicht ausgeschlossen sein, die Angelsachsen zu warnen vor einer allzu optimistischen, der Mentalität glücklicherer Siegerstaaten entsprungenen, verhängnisvollen In-Eins-Setzung von Zivilisationsfortschritt und Reich Gottes; verhängnisvoll deshalb, weil damit das Wesentliche verschleiert wird. Andrerseits mag sich das deutsche Luthertum zu lange versäumter Aktivität und Aktionsfreudigkeit ermahnen lassen. Es schadet nicht, wenn die deutsche Kirche in den Weltstrom hineingezogen wird; sie lebte zu lange in der Isoliertheit: das Luthertum innerhalb ihrer in seiner besonderen Exklusivität. Und da kann ich angesichts mancher Namen, die ich unter den Delegierten lese, die Befürchtung nicht unterdrücken, daß es ihnen, ihrer sonstigen Haltung nach, um ein Weltkonzil dieser Art und um ein Wirklichwerden des Willens Gottes im Sozialleben nicht ernst genug sein möchte. Was wir brauchen, ist eine Calvinisierung des Luthertums und eine Lutherisierung des, namentlich angelsächsischen, Calvinismus. Die Anbahnung dazu wäre auf einer solchen Konferenz möglich. Aber ist das gegenseitige, williglich Verstehen vorhanden? Wird auch hier Stockholm ein verheißungsvoller Anfang sein?

3

Als praktisch-ethisches Ergebnis der Konferenz darf nicht allzu viel erwartet werden. Dazu sind für den Protestantismus, der doch beim Stand der Dinge den Ton angibt, die Vorbedingungen nicht gegeben. Denn wir stehen sozialethisch noch vor einer Menge ungelöster theoretisch zu wenig durchgearbeiteter Fragen. Das deutsche Luthertum hat noch keine sozialethische Tradition, was wir in allen Debatten über Gegenstände der Politik und Wirtschaft erfahren. Der angelsächsische Calvinismus ist zu kritiklos optimistisch. Wir leiden auf diesem Gebiet an schwerwiegenden Unklarheiten, und der Dilettantismus und das Experimentieren auf eigene Faust macht sich erschreckend breit.

So harrt noch eine der wichtigsten Fragen auf Beantwortung; es ist die nach dem Verhältnis der modernen Kultur und ihrer einzelnen Teile (Staat, Wirtschaft, Gesellschaft) zum Evangelium. Da ist ferner die ungelöste Frage des Verhältnisses von christlichem Konservativismus und Radikalismus zueinander, welche die Geister scheiden und zweifellos beide ihre Wurzel im evangelischen Gottesglauben haben. Günstigstenfalls hilft hier das Gefühl für die Richtigkeit der Sache zu einer Einigung in konkreten Fragen. Aber auch hier Stockholm erst ein Anfang.

Freilich ein großer vielverheißender Anfang. Das dürfen wir, indem wir den Tatsachen klar ins Auge sehen, nicht verkennen. Denn mag das greifbare Ergebnis der Verhandlungen noch so gering sein — und ich glaube, es wird gering sein — so bleibt doch der Umstand bestehen, daß das Konzil überhaupt zustande kommt und die Vertreter so heterogener Kirchengemeinschaften auch nur miteinander in Fühlung traten. Das ist wahrhaftig eine große Sache. Und daß alle die Kirchen, die da zusammenkommen, die vorliegenden Aufgaben als Aufgaben anerkennen und daß aus diesem Anfang noch Großes werden kann, das muß uns dankbar für das Ereignis machen; denn es ist ein Ereignis, an dem die künftige Kirchengeschichtsschreibung nicht vorübergehen wird, ja, wenn Gott will, wird es einmal von ihr als die Quelle einer großen Entwicklung dargestellt werden müssen, vielleicht einer größeren und freieren als die von dem berühmten Nicaea ausgehende.

Marburg Georg Wünsch

Zur genaueren Orientierung seien genannt jetzt vor allem:

Die Einigung der Kirchen vom evangelischen Glauben aus. Von René Wallau (s. Sp. 640).

Vom Weltprotestantismus der Gegenwart. Von Lic. Erich Stange. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 80 S. 1.80 M.

Der Protestantismus auf dem Wege zur Einheit. Von Horst Stephan. Berlin, Säemann-Verlag 1924. 16 S. 0.30 M.

Stockholm und die Frage des Gesamtprotestantismus. Von Heinrich Hermelink. Juliheft der „Zeitwende". München, C. H. Beck.

Grundfragen einer Einigung der Kirche Christi. Deutsche Beiträge zur Allgemeinen Konferenz usw. Sonderheft der „Eiche". München, Chr. Kaiser 1925. 90 S. 3 M. (s. Sp. 665).

Der Krieg als Religion

Die Verteidiger des Krieges berufen sich, wie genugsam bekannt, mit besonderer Vorliebe auf ihren Realismus. So gibt bezeichnenderweise der Hegelianer Adolf Lasson dem Schlußkapitel seiner Schrift: „Das Kulturideal und der Krieg" die Überschrift: „Die reale Welt und der ewige Friede". „Nicht die sanfte Mondscheinschwärmerei für selbstgemachte Ideale ist das Kennzeichen des wahren Denkers, sondern das klare Auge für die Realität und ihre tiefinneren Notwendigkeiten." „In dieser Welt der Realitäten ist kein Raum für den ewigen Frieden." Die Religion ist dieser Betrachtung eine subjektive, in dem objektiven Wirklichkeitsbefund nicht begründete Kulturerscheinung; sie hat ein Recht auf das private Leben, im Übrigen ist ihre Domäne das Jenseits. Aber „das schlechthin Jenseitige zu denken ist" — für den Gestalter der Kultur — „müssige Träumerei" (Lasson).

Gegen diesen Standpunkt mit moralischer Entrüstung angehen zu wollen, ist ein fruchtloses Unternehmen. Sittliches Pathos kann bei Menschen dieser geistigen Haltung gar keinen Eindruck machen. Und es liegt in einer bloß subjektiv begründeten Gefühlserhebung in der Tat auch gar keine Gewähr dafür, daß sie nicht dem Schicksal verfällt, das Goethe in den „Grenzen der Menschheit" darstellt: „Hebt er sich aufwärts und berührt mit dem Schei-

tel die Sterne, nirgends haften dann die unsicheren Sohlen, und mit ihm spielen Wolken und Winde."

Fruchtbar kann die Auseinandersetzung nur werden, wenn man aufhört, sich über den Graben weg miteinander zu unterhalten; man muß auf den Boden des Anderen hinüber treten, ein Gespräch mit ihm anfangen, also in seiner Sprache reden, man muß versuchen, ihn zu verstehen — womöglich besser, als er sich selbst versteht. Und so fragen wir denn: Versteht sich der moderne Militarismus wirklich ganz, wenn er seinen Standpunkt realistisch begründet, ist es wirklich nüchterne Berechnung, die ausgerechnet den Krieg als den Ausweg aus aller Not erscheinen läßt? Warum findet man bei den Fürsprechern des Krieges so selten ein deutliches Bewußtsein dessen, was auch nur der letzte Krieg an Verwüstungen hinterlassen hat? Die zehn Millionen Toter, die hunderttausende zerstörter Wohnhäuser, die zehntausende von Kilometern zerstörter Straßen, die hunderttausende allein in Deutschland Verhungerter, die 781 Milliarden Goldmark Barausgaben, die 1491 Milliarden Goldmark Sachschäden, der Rückgang der Geburten, die ganze Stockung von Handel und Wandel, die Erschütterung der Volksmoral: — man sollte meinen, das seien Tatsachen, die jedem n ü c h t e r n urteilenden Menschen nie mehr aus dem Bewußtsein entschwinden könnten. Statt dessen zeigt sich, daß sie einfach vergessen werden, — auch von solchen, die mit dabei waren. Und man gebe einmal Vertretern der älteren Generation etwa: Barbusse „Das Feuer" oder Schützinger „Auferstehung" in die Hand. Sie können das einfach nicht ertragen, es regt sie auf, es raubt ihnen den Schlaf, aber — sie verteidigen den Krieg. Sie reden mit einer geradezu erstaunlichen Leichtigkeit vom künftigen Krieg, und sei es auf deutschem Boden. Wie erklärt sich das?

Die Antwort auf diese Frage ergibt sich keiner bloß geschichtlichen, soziologischen, oder auch moralischen, sondern nur einer religionsphilosophischen Durchdringung des ganzen Problems. Wir verstehen darunter die Frage nach den l e t z t e n treibenden Motiven dieser ganzen Haltung. Wir suchen nach dem Grund für dieses höchst auffallende, sicherlich nicht realistisch, nicht durch die Tatsachen begründete Festhalten am Kriege. Und da sagen wir nun: Es hat keinen objektiven, sondern einen subjektiven Grund, es ist nicht in den Tatsachen, sondern in den Menschen, in einer ganz bestimmten D e u t u n g der Tatsachen, in einem über sie weit hinausgehenden G l a u b e n begründet. Der Krieg ist für Unzählige seiner heutigen Verteidiger weit mehr als das Ergebnis einer kalten Tatsachenberechnung, er ist ihnen ein Stück Religion; er ist tief in ihrem ganzen Lebensgefühl verwurzelt; sie können sich die Welt ohne ihn nicht denken, weil sie an ihm als der letzten Ausflucht aus der Wirrsal der Gegenwart hängen. Der Krieg ist ihnen ein Gott, oder wie man vom christlichen Standpunkt aus sagen muß, ein Götze.

Das ist nun nicht im Sinne pharisäischen Absprechens, sondern nur als Konstatierung einer Tatsache gemeint, die man zutreffend nicht anders charakterisieren kann. Jeder Mensch braucht in der ungeheueren Unsicherheit des Daseins eine letzte Verwurzelung seines Lebensgefühls, einen festen Grund und Halt, von dem er sagen kann: Auf dich baue ich, wenn auch alles Andere unsicher wird. Der Mensch würde aufhören, ein Mensch zu sein, wenn er darauf verzichten wollte, um eine solche letzte Verankerung zu wissen. Und auch wenn er nicht darum w e i ß : Leben heißt an das Absolute gebunden sein. Es heißt nicht umsonst: „In Gott leben, weben und sind wir. ... Wir sind seines Geschlechts." Mit vollem Recht sagt Max Scheler: „Der religiöse Akt wird von jedem Menschen notwendig vollzogen", er ist eine „wesensnotwendige Mitgift der menschlich geistigen Seele." Schwingt sich dieser Lebensimpuls voll aus, versteht er sich ganz, so weiß er von sich, daß er nur im Absoluten, Unbedingten, Unendlichen, — in Gott zur Ruhe kommt. „Unser Herz ist unruhig, bis es ruhet, o Gott, in Dir." Zu solchem Selbstverständnis gehört aber entweder der irgendwie nachdrücklich vermittelte Zusammenhang mit den heroischen Erscheinungen des religiösen Lebens oder eine ungewöhnliche religiöse Begabung. In unserer Zeit fehlt weithin beides. Dem modernen, an allen objektiven Maßstäben irre gewordenen Menschen fehlt es zwar nicht an einem über alle Grenzen gehenden Selbstbewußtsein auch auf religiösem Gebiete. Aber es fehlt ihm, von hoffnungsvollen Ausnahmen abgesehen, völlig der Mut zur Selbstbesinnung, zur unerbittlichen Durchprüfung aller inneren und äußeren Lebensgrundlagen. Er ist zu unruhig und zu sehr nach außen gewendet, um die Frage bis zu Ende durchzudenken: Wovon lebst du eigentlich? welche letzte Bindung deines Lebensgefühls gibt deinem Denken, Wollen, Handeln eigentlich die Richtung? wo liegen für dich die stärksten Akzente? worauf konzentrieren sich deine unaufgebbarsten Wertgefühle? Und die Kirche ist zu stark in die Irrtümer der Zeit verwickelt, um hier dem Einzelnen die Hilfe zum Selbstverständnis leisten zu können, die man eigentlich von ihr erwarten sollte. So mußte das Ergebnis ein Zustand sein, in dem nur sehr wenige Menschen sich darüber klar sind, in wie weitgehendem Maße sich der unaustilgbare Unendlichkeitshunger ihrer Seele auf endliche Güter geworfen hat, wie sehr weltliche Dinge zu absoluten Werten hinaufgesteigert und dadurch verfälscht, wie sehr in ihnen etwas gesucht wird, was nur in der Hinwendung auf die unendliche Welt des Geistes, auf Gott gefunden werden kann. Kein weltlicher Gegenstand ist vor dieser Verabsolutierung sicher. So haben wir in unserer Zeit eine Vergötzung der Erotik, des Geldes, des Leibes, der Natur, des Individuums, der Gemeinschaft, des Staates. In diesem Sinne reden wir nun auch von einer Vergötzung des Krieges und sehen in ihr den letzten, tiefstliegenden, nicht den einzigen Grund für eine weit verbreitete Beurteilung des Krieges.

Zwei Tatsachen scheinen sich uns nur so zu erklären. Einmal das unerklärliche Vorbeisehen an der wirklichen Gestalt zumal des modernen Krieges, wovon schon die Rede war. Der Krieg ist eben hier überhaupt kein irdisches Ereignis mehr. Was irdisch ist an ihm, wird von dem Licht überwallt, das aus dem metaphysischen Bedürfnis der Seele hervorbricht. Der Krieg wird romantisch verklärt, er wird etwa so gesehen, wie er in den mittelalterlichen Landsknechtsliedern dargestellt ist: „Starb seligen Tod auf grüner Heid." „Fallen wie die Kräuter im Maien." — „Das ist der Tod fürs Vaterland, frei von aller Erdenschwere stürmt der Held in den geöffneten Himmel hinein" (so ein bekannter religiöser Schriftsteller unserer Zeit während des Krieges).

So erklärt sich dann aber auch die eigentümliche Verbindung, die diese Kriegsbeurteilung gemeinhin mit der überlieferten Religion eingeht. Sie ist einmal das, was man gewöhnlich Kriegstheologie nennt: der Versuch einer Rechtfertigung des Krieges durch das Christentum. Er entspringt einfach dem Darstellungsbedürfnis für die religiös gesteigerte, ganz und gar nicht realistische Art, in der man den Krieg erlebt. Ein starker Lebensimpuls pflegt nicht pedantisch nach der Berechtigung zu fragen, er greift einfach nach den nächstliegenden Ausdrucksmitteln. Von der christlichen Religion bleiben dabei nur die Begriffe, die kultischen Formen, die Sinnbilder übrig, — wie gern benutzt man den Altar zu einer Fahnenweihe: „Es ist doch viel feierlicher" — ihr lebendiger Inhalt, ihr eigentlicher Sinn, ihre Botschaft werden nicht mehr verstanden. In diesen Rahmen wird etwas ganz Neues hineingestellt: der Krieg als letzter Ausweg aus der Ratlosigkeit der Gegenwart, der Krieg als Lebensaufschwung, als Lebenserneuerung, als „Stahlbad", der Krieg als Erlöser. In den Worten: „Ohne Krieg verfault die Menschheit" hat jüngst ein Pfarrer bei einer Stahlhelmfeier diesem Glauben Ausdruck verliehen. Man erwartet also das Unerhörte, das

allein eine übermenschliche Macht vollbringen kann, man erwartet das Eingreifen Gottes in die Geschichte nicht mehr im Menschensohn, sondern im Krieg.

In diesem Zusammenhang muß auch darauf hingewiesen werden, wie wenig Anregungen für die Erkenntnis und Überwindung dieses Zustandes von manchen Vertretern der Universitätstheologie ausgehen. So bezeichnet zum Beispiel Emanuel Hirsch in seinem Buche über „Deutschlands Schicksal", über das hier im übrigen nicht geurteilt werden soll, den Krieg „positiv" als „Potenz der Menschheitsgeschichte" (S. 100). Es gibt in der Geschichte Fragen, die „jenseits alles menschlichen Denkens" liegen. „Die Geschichte hat ein Mittel, solche Fragen zu lösen, — den Krieg. Er läßt kein Volk zu Macht und Ehren kommen, das nicht durch Tat und Kampf seinem Staat einen Platz unter den andern zu erobern vermocht hat. Er läßt kein Volk in Macht und Ehren bleiben, das nicht mehr tüchtig und innerlich gesund genug ist, um sich kämpfend zu behaupten." Ich will nicht bestreiten, daß solche Sätze ihren relativen Sinn haben können. Wenn sie aber nicht aus einer viel schärferen Intuition für die psychisch-geistige Struktur des Durchschnittsmenschen heraus, für den Begriffe keinen Eigenwert, sondern nur Erlebniswert haben, vor dem Mißbrauch eindringlich und ausdrücklich sicher gestellt werden, müssen sie als die philosophisch-theologische Rechtfertigung jener Vergötzung des Krieges mißverstanden werden, für die der Krieg einfach der deus ex machina, der aus den Wolken kommende Gott, die Inkarnation des metaphysischen Prinzips der Gerechtigkeit ist, der alle sonst unlösbaren Verwicklungen auflöst.

Neben dieser theologischen Verklärung des Krieges, die naiv oder bewußt von der restlosen Vereinbarkeit von Krieg und Christentum ausgeht, steht die mehr oder weniger radikale Kritik an der überlieferten Religion. Auch sie ist nur aus jenem eigentümlichen religiösen Selbstbewußtsein heraus verständlich. Man müßte hier, um ganz deutlich und ganz gerecht zu sein, sich mit der gesamten völkischen Gedankenwelt auseinandersetzen, die für diese Haltung meist den Hintergrund bildet. Es sei nur angedeutet, daß hier alle Schattierungen vertreten sind von der völligen Abwendung vom Christentum, für die etwa die Zeitschrift „Glaube und Rasse", bis zur Anerkennung eines von seinen „jüdischen" Bestandteilen „gesäuberten" Christentums, für die etwa Dinters völkisches Evangelium oder die Zeitschrift „Deutschkirche" charakteristisch sind. Hier sei nur darauf hingewiesen, daß für unsere heutige völkische Bewegung die Stellung zum Krieg geradezu das Symbol geworden ist, in dem alle Richtungen einig sind. Das läßt sich nur zum Teil aus der konkreten geschichtlichen Situation erklären, in der wir stehen. Auch die Anknüpfung an die germanische Mythologie erklärt noch nichts. Ist diese etwa nur dieser Deutung fähig? Nein, diese Stellung zum Krieg ist nur möglich, weil in die Idee des Krieges die religiöse Schwungkraft der Seele in einem Maße eingegangen ist, daß die Anerkennung der Friedensidee geradezu als Selbstpreisgabe empfunden würde. Daher die blasphemische Selbstverständlichkeit, mit der man entweder rund heraus erklärt: „Vom Christentum kann für uns nicht mehr die Rede sein" oder mit der man der christlichen Offenbarung seine eigenen Eingebungen entgegensetzt, etwa nach der Melodie von Arthur Brausewetter:

Ich bin ein Christ — und hasse doch
und schäme mich des Hasses nicht;
den Feind, du sollst ihn lieben noch!
Ich hör es wohl, — doch tu ichs nicht.

Alle diese Erwägungen wollen zeigen, wie sehr für uns Deutsche das Problem des Militarismus sich neuerdings gewandelt und kompliziert hat. Noch vor kurzem schien Widerspruch unmöglich, wenn gesagt wurde: Der Militarismus ist eine realpolitische Notwendigkeit und Selbstverständlichkeit. Er selbst begründet seinen Standpunkt meistens heute noch so. Bei genauerem Zusehen zeigt sich, daß dieser Realismus weit entfernt davon ist, eine nüchterne Verarbeitung der Tatsachen zu sein. Er ist vielmehr mit einer Ideologie, einer Weltanschauung, ja einer bestimmten religiös-heidnischen Haltung eng verknüpft. Noch ist dieser Tatbestand freilich weit entfernt, allgemein anerkannt zu sein. Aber er wird sich unzweifelhaft durchsetzen, je mehr die Notwendigkeit einer Überprüfung und Selbstbesinnung an alle Standpunkte des Lebens und der Kultur herantreten wird. Dann wird der Pazifismus weiteren Kreisen ebenso als die einzig mögliche Konsequenz einer realistischen Würdigung der Tatsachen erscheinen, wie bisher der Militarismus. Dieser wird dann noch keineswegs überwunden sein. Er wird sich dann vermutlich seiner heidnisch-religiösen Grundlage erst recht bewußt werden und von hier aus ohne die heute noch überwiegende, aber stilwidrige Anlehnung an das Christentum um seine Existenz kämpfen. Dann erst wird der Entscheidungskampf einsetzen. Wie schwer er sein wird, das wird von dem Grade abhängen, in dem die christliche Kirche sich auf ihr tiefstes Wesen zu besinnen und von da aus wieder so hinreißend lebendig zu werden vermag, daß sie alle die starken Lebensimpulse wieder innerlich zu umfassen, zu deuten und zum vollen Ausschwingen zu bringen imstande ist, die sich heute in den militaristischen Götzendienst verloren haben. Die Kirche wird wieder heroisch werden müssen. Niemand kann sagen, daß sie es heute sei. Man wird es nicht dadurch, daß man hinter dem behaupteten Heroentum Anderer herläuft, sondern nur durch Entfaltung und Ausgestaltung des eigensten Wesens. Dazu muß freilich auch der Pazifismus eine religiöse Läuterung und Vertiefung durchmachen. Diese Notwendigkeit wird um so stärker hervortreten, je mehr die weltlichen, realpolitisch begründeten Einwände gegen ihn verstummen und eine allgemeinere Anerkennung den Märtyrer der Friedensidee zu einer selteneren Erscheinung macht.

Man wird solche Perspektiven für reichlich verfrüht halten. Sie kündigen sich heute in Mitteleuropa erst in einzelnen Vorläufern an: für die erste Entwicklung etwa besonders eindrucksvoll in der Art, wie Graf Coudenove-Calergi das Problem Pan-Europa behandelt, für die zweite etwa in dem Kampf, den, um nur Einige zu nennen, die beiden Blumhardt, Tolstoi, Ragaz, Fr. W. Foerster um die Universalität der christlichen Wahrheit aufgenommen haben, um die auf seine Art sich etwa auch der „Versöhnungsbund" müht. Über das Tempo dieser Entwicklung kann nichts gesagt werden. Doch wird ihre Logik sich zweifellos durchsetzen, ob für oder gegen die europäische Menschheit, wird von deren Weisheit und der Gewissenhaftigkeit jedes Einzelnen von uns abhängen.

Ziegra (Sachsen) Alfred Dedo Müller

Leuchter um die Sonne

Die einst von Theodor Fontane beklagte Dubletten-krankheit ist in dem breit strömenden Schrifttum eines an formaler Bildung stets zunehmenden, großen Volkes unausrottbar, und unendlich oft entpuppt sich scheinbar Eigenartiges bei näherem Zusehn als erneuter Abklatsch des immer Dagewesenen.

Darum wirkt es als innere Erschütterung, wenn ein Buch wie „Leuchter um die Sonne" von Siegfried von der Trenck (bisher Friedrich Andreas Perthes A.-G. jetzt Leopold Klotz Verlag, Gotha. VII u. 208 S. 5 M.) uns vor die Hand kommt. Denn dies Werk ist ohnegleichen in der deutschen Dichtung der Gegenwart und tief in die Vergangenheit zurück.

Ich höre schon von Gedankendichtung sprechen und an Zeiten überwundener didaktischer Poesie erinnern, die Lehrsätze in Verse brachte. Darauf gibt Trenck gewissermaßen selbst die Antwort:

Nein, wir sind nicht das Volk der Denker und Dichter! Wie nirgend anderswo soll bei uns Dichtung von Denken frei sein und immer nur von Einfalt triefen. Wie kann sie das Leben da geben! Denn das Leben ist voll von Schwere und Widersprüchen.

Einfach zu sein ist leicht — doch einfach werden aus Schwerstem und dem denkenden Geist die Einfachheit neu erobern — das nur ist Tat.

Aus dem Begrifflichen zum Gedichteten, aus dem gedanklich Abstrakten zum erfüllt Konkreten, aus dem Gebot zur Gestalt, von der Lehre zum Sinnbild vorzuschreiten, war der Sinn, der Antrieb seiner Schöpfung.

Leuchter um die Sonne! Die Sonne ist Jesus Christus. Die Leuchter, zu je dreien gruppiert, heißen: Kant, Buddha, Thomas von Aquino — Goethe, Shakespeare, Hebbel — Ignatius von Loyola, Augustinus, Johannes — diese neun vor der Erscheinung des Heilandes; ihr folgend Paulus, Luther, und, als Nachklang, die in Molière-Mozart nachschwingende Seele des Rokoko. Reihenfolge und Zusammenfassung gehören zunächst gleichfalls zu den erstaunlich befremdenden Eigenheiten des Werks. Dennoch leuchten sie den in sein Leben Eintretenden alsbald ein. Die drei ersten: drei Sucher nach den letzten Dingen mehr mit dem Intellekt; Ignatius, Augustinus, Johannes demgegenüber als Vertreter von Willensschulung, Gefühlspathos, höchster dichterischer Verklärung und Durchleuchtung des Jesusbildes. Zwischen ihnen die drei Dichter, Goethe, der Künder des Urphänomenes, Shakespeare, der Prototyp des Genies, als solcher mit unübertroffener Gestaltenfülle, aus der ein „Hauch ehrfurchtvoller Frömmigkeit" hervorstrahlt; Hebbel die nordische Natur mit tragischer Harmoniesehnsucht. Und nach dem zentralen Erlebnis in Jesus Christus: Paulus, durch das Damaskuserlebnis hingeführt zur Einsetzung des Glaubens als Grund der Rechtfertigung weit über dem Gesetz, und des Apostels Wiedergeburt in Luther. Die beiden Meister des Rokoko aber als Erweis dafür, wie auch in fließend seelenvoller Sprach- und Tonmusik die gequälte Menschenseele emporschreit und im profanen Werk religiöse Weihe erlangt.

In diesen weiten Umriß komponiert Siegfried von der Trenck in schlüssigem Aufstieg, in wechselndem Versmaß die Gestalten. Aus der gewiß absichtsvollen Nüchternheit der Hexameter des eröffnenden Kant-Epos entfaltet sich alsbald das Geheimnis der Berufung. In lebensnaher Sprache, die Tönen ostpreußischer Mundart (purren) nicht ausweicht, wächst ein sicher gestaltetes Bild von Trencks ostpreußischer Heimat bis zu den Choralbläsern auf dem Königsberger Schloßturm und, in geschichtlicher Rückwendung, bis zu den Ordenskämpfen und dem Domherrn von Frauenburg. Erst auf dieser, man kann sagen real sicheren, Grundlage erhebt sich rührend das Bild Immanuel Kants von dem Sattlerjungchen hin zu dem, der die drei urewigen Ideen, die er zu töten schien, wiedergeboren hat, wiedergeboren für stets. Nun können sie nimmermehr sterben, noch ihn (den Gedanken) verachten. Geheiligt ist er, weil er Heilges ummauert ehern und fest, eine Grenzburg am Meer. Das brandet und schimmert.

Sogleich aber treten wir mit Buddha in eine andere, hymnisch gesteigerte Welt. Die Angst vor der Wiedergeburt, die Sehnsucht nach dem stillen, tiefen Versenken blüht aus Versen von tönendem End- und Binnenreim geheimnisvoll empor, während in beschwingterem, fast balladenhaftem Sang der tief gegründete Wissensdrang des Aquinaten die erste Reihe abschließt.

Die Goetheverse, reicher, liebenswürdiger, hinreißender, anschmiegender, sind wie eine große Liebeserklärung an die deutsche Zentralgestalt. Immer wieder wird er angeredet: „O, alter, stiller Forschergeist, aus sprühendem Jugendübermut gekeltert." „Ganz unermeßlich deine Welt, du Reicher, Freier, Großer Du!" — „Gewaltlos warst du. Die Gewalt erschütterte den feinen Bau. Ein Saitenspiel so seltsam zart." — Und das so oft banalisierte, apokryphe: „Mehr Licht!" — Siegfried von der Trenck darf es in zweifacher Wendung ungescheut an das Ende seiner Darstellung schreiben. Ihr folgen, wieder ganz stilsicher, in vier knappen Szenen die Hexen-, Königs- und Märchenwelt Shakespeares und dann in einem vom Nibelungenversmaß beeinflußten langgestreckten Rhythmus die Nordnatur des dem sonnigen Süd feindlichen, dämonischen Friedrich Hebbel.

Im Mittelpunkt, auch der Seitenzahl nach fast genau, der auf trutzenden, dem Ignatius von Loyola gewidmeten Jamben steht das Wort Übung als oberste Stufe des Aufstiegs vom Verstehen über den Willen hinweg. Dem der Mönch zu weichlich, der Soldat zu weltlich war, der ist im Studium der Maschine von Körper, Seele, Geist zu seinem Werk emporgerissen worden, ist selbst nur noch Werk und versteht am Schluß eines Lebens von unerhörter Energie endlich, was ihm bis dahin fremd war: Tatlosigkeit. Das Gebet des Augustinus aber geht um den Sabbathfrieden ohne Abend. Einst empfand er sich als Affe des Geists und taumelte durch alle Niedrigkeiten; nun steigt er aufwärts bis zu dem Punkt, wo er keine Entwicklung mehr sieht, wo er sich und die Andern zu der Vollendung, die schon im Paradies war, zurückführt.

Ging dieser Augustinus-Sang in ungereimten, schwerblütigen, nur hier und da gelockerten, trimeterartigen Strophen, so treten wir mit dem Johannes nicht nur rhythmisch, sondern auch inhaltlich in die wunderbarste der von Trenck entrollten Welten. Drei und Einer lautet die Überschrift. Johannes der Täufer und Johannes der Seher folgen aufeinander, „Zwei Johannesse, zerschnitten von dem Weltenschritt des Herrn." Und so erreicht Siegfried von der Trenck die höchste Steigerung, in dem er den vierten Evangelisten gewissermaßen die Pforte vor Jesus Christus aufschlagen läßt.

Was drei treuliche Berichter
kindlich fabelhaft erzählten,
zu gestalten fromm sich quälten —
aus dem Innern gab's der Dichter!

Und mit einer bis dahin in seinem Werk nicht aufgetauchten lyrischen Zartheit drängt er das ungeheure Erlebnis des Evangelisten in sechs Zeilen unvergeßlich zusammen:

Über die Räume und Zeiten
und Länder fort und fort
hören wir's weitergleiten:
„Im Anfang war das Wort."
Im Anfang und im Ende.
Stets grünend und nie verdorrt.
Ein brausendes Falten der Hände —
ein Beten war das Wort.
Ein Beten, das riß die Welten
aus ihren Bahnen fort
und ließ nichts, nichts mehr gelten:
nur das Wort.

Noch einmal heißt es, und nun sehr bezeichnender Weise in lutherhafter Wortwahl, am Schlusse dieses Johannes-Sangs: „Laßt stahn, was stand im Anbegina: das Wort", bevor Jesus Christus selbst auftritt. Von ihm wird nicht gesprochen, denn er spricht selbst; Bilder aus seiner Erdenwanderung und aus der Bergpredigt ziehen in wechselndem Rhythmus vorüber, und immer wieder klingt das Gebet zum Vater empor: „Ich und Du sind Eines im Einen!" Ein hohes Lied der Liebe, in vielfältigen Bildern aufrauschend, ist dieser Jesus-Sang, eine Verkündigung des Erbarmens, ein Verheißen der Idee, die, in wahrhafter Menschengestalt verkörpert und von Liebesgewalt übermannt, die gequälte Menschheit aus dem Grauenwald ins Ewige hinaufreißt. Dem Menschen, der den Gott nach seinem Bilde machte, tritt der Erlösende, der sich im Urwort „Gut" verkörpert, entgegen; der Machtgedanke, aus menschlicher Unvollkommenheit und Verruchtheit geboren, muß sterbend verscheiden, und aus dem Schoß der Ewigkeiten steht die Liebe auf:

Dies Wort allein
ist der Welt Sinn.
Alles ist mein.
„Ich bin, der ich bin."

In diesem nun unverlöschbar über die erlöste Welt strahlenden Schein wirken Paulus und Luther. Paulus, dem Christusspotter, tritt auf dem Gang nach Damaskus übermenschlich nahe das Gesicht entgegen, nimmt ihm die gebauten Hände von den Augen und bringt aus der plötzlich bewegten Pforte der Ewigkeit die Berufung:

Ich starb. Und das Sterben war fürchterlich,
und übermächtig das Tier.
Ich lebe. Aber nun nicht ich:
Christus lebet in mir.

Luther, der lebendige Mensch, in Freiheit vor der Urmajestät stehend, in Mannentreue und in Demut aufrechten Ganges emporschauend als ein unwürdiger Knecht, begraben in einem Meer von Freiheit: „Gott haben heißt auferstehn".

Diesen letzten Lutherworten folgt dann in manchmal fast spielend melodischen Versen der Nachklang Mozart und aus dem letzten die Erkenntnis: Menschentum ist Erwählung, ist — Musik.

Mozart. Du warst dem Sohne
näher als einer je.
Liebens und Klanges Krone —
care — carissime.

Es wäre wenig zu diesem Buche gesagt, rühmte man nur die seelische Energie seiner Gestaltung. Denn es handelt sich ja um Dichtung und deshalb um das Problem der Deckung von Gehalt und Form. Wie sehr diese erreicht ist, habe ich in meiner notgedrungen knappen Analyse immer wieder anzudeuten gemeint, es muß aber zusammenfassend noch einmal hervorgehoben werden. Denn in Einzelheiten sind Härten vorhanden, so Reime scharf betonter Silben mit fallenden Nebensilben; es gibt Wendungen, die zunächst wie unvergorene Prosa anmuten. Aber man mache die Probe und lese das mit den Augen Aufgenommene, wie es jeder Vers im Grunde verlangt, laut. Dann eint es sich, dann erweist sich auch im Einzelnen über den Anstoß hinweg die hohe Gesetzmäßigkeit des Ganzen. Und zwar ist es nicht so, daß die anstürmende Wucht der Bilder minder Gelungenes verwischte, sondern durch die Plastik des Vortrags gelangt alles an den rechten Platz.

Was aber bedeutet diese große Dichtung heute im Rahmen unserer geistigen Kämpfe? Zunächst negativ gesprochen: Keine Einräumung an buddhistische oder andre östliche Neigungen, keinen Beitrag zu irgendeiner zeitgemäßen oder modischen religiösen oder pseudoreligiösen Theorie. Hier spricht auch nicht ein philosophischer Systematiker, der wissenschaftliche Meinungen in Verse bringen will, sondern hier redet ein Dichter. Er gestaltet Erlebtes, er läßt uns Geschautes schauen; er reiht nicht Lehren aneinander, sondern er bildet, und seine Bilder erwerben lebendigen und unsterblichen Gehalt. Hier ist nicht gedanklich zerlegte, zerdachte, sondern erlittene, erstrittene, erlebte Religion; aus verfeinertem und vertieftem Weltgefühl ist Jesuskindschaft erwachsen. Eine höchst gesteigerte Kraft des Nach- und Mit-Denkens schlägt nicht erst in dichterische Darstellung um, sondern sie gipfelt wie von selbst in einem künstlerischen Prozeß. Darauf allein aber kam es an. Dieses, wie Conrad Ferdinand Meyer sagen würde, substantielle Grundelement großer Poesie verhieß schon der Titel des Buches: er gab sofort ein plastisches Bild. Und dies Streben zur Gestalt ist unverrückbar in dem ganzen, ungemein reichen Werk lebendig geblieben.

Wilhelm Dilthey sagt einmal von Goethes Versen: „So sind seine Jugendgedichte der natürliche und unbefangene Ausdruck seines Existenzgefühls in einem gegebenen Moment." Er hat mit dieser Deutung weit über die so charakterisierten Kunstwerke hinaus ein bisher nirgends schärfer umrissenes Postulat aufgestellt, das man in höchsten Leistungen lyrischer oder lyrisch-epischer Kunst immer wieder bestätigt findet. Ich empfinde voll den Widerspruch, der sich auftun wird, wenn ich diese „schweren" Gedichte unter den Begriff „natürlich und unbefangen" bringen will. Aber ich verweise auf das, was ich im Beginn meiner Untersuchung Siegfried von der Trenck über Dichten und Denken sagen ließ. Fast überall hat er aus dem Schwersten Einfachheit erobern können, und wir empfinden schließlich mitgerissen den wirklichen, nicht künstlich gesteigerten, sondern aus seiner ringenden Natur entsprossenen Ausdruck seines Existenzgefühls. In diesem aber trifft er, als ein Heischender, Gottsuchender, mit dem „ägyptischen Proteus, dem Leben" kämpfender Mensch mit unserm eigenen, mit dem Existenzgefühl vieler gleich ihm Suchender zusammen. Fehl am Ort wäre es, wenn sich an diesen Versen theologischer Streit entzündete. Diese Geisterschlacht — mit dem Wort selbst führt Trenck sie ein — spielt in einer andern Höhenlage. Aber religiöses, christliches, evangelisches Ringen wird an dem hier gekämpften Streit teilnehmen, wird sich an diesen Versen heiß lesen und wird sich noch im Widerspruch von einer jeder vagen Begeisterung fernen Inbrunst bis dahin emporreißen lassen, wo der Leuchterkranz um die Sonne steht.

Berlin Heinrich Spiero

Pfingsttagung auf Burg Lauenstein in Thüringen

Während im benachbarten Halle der Evangelisch-Soziale Kongreß tagte *), sammelten sich auf Burg Lauenstein an der thüringisch-fränkischen Grenze die Teilnehmer der „Zusammenkunft zur Beratung sozialethischer Fragen", wie die Tagung anspruchslos und — weil erstmalig — ohne traditionellen Namen in dem Konferenzprogramm genannt wurde. Friedrich Siegmund-Schultze und seine Getreuen von der Sozialen Arbeitsgemeinschaft Berlin-Ost hatten den Anstoß zu solcher Aussprache gegeben, und eine Vortagung in Halle im Februar d. J. mit Vertretern verschiedener Jugendbünde hatte den Plan reifen und Gestalt gewinnen lassen.

Die Einladungen waren persönlich ergangen und zwar an solche, „die sich in ihrem Kreise, sei es im engsten Kreis von Familie und Beruf, sei es im weiteren Kreis sozialer Betätigung, ernsthaft um eine Verwirklichung des Lebens einer neuen Gemeinschaft mühen". „Menschen aller Klassen und Parteien werden erwartet, doch nur solche, die ein neues Leben suchen." So waren sie denn da: Jugendliche und aus der Jugendbewegung Herausgewachsene, Vertreter von rund 50 Bünden, Männer und Frauen, evangelischen und katholischen Bekenntnisses, der Arbeiter und der Fabrikdirektor, der Student und der Geistliche, der Beamte und Angestellte, die Fürsorgerin und die Ehefrau und die Andern all, Jeder mit seinem Ausschnitt von Erleben an Not und Alle mittragend an dieser gemeinsamen Last und suchend nach einem Weg über die Not hinaus.

Mit der Wohnungsfrage wurde begonnen. Direktor de Laporte vom Wohnungsamt Berlin referierte über sie aus der Fülle seiner dienstlichen Erfahrung heraus, zugleich mit einer köstlichen unbeamtenmäßigen Einstellung und einem weitschauenden befreienden Helferwillen. Vom organischen Sinn der Wohnung und der Bauweise des Mittelalters ging er aus, den Unsinn heutiger Verhältnisse, vor allem in der Großstadt, zu beleuchten. Wie da die Wohnung, insbesondere die Wohnung der Arbeiter, in keiner Weise mehr den soziologischen Erfordernissen gerecht wird, wie sie vielmehr die Menschenmassen körperlich vergewaltigt und seelisch mordet. Kann da geholfen werden? de Laporte antwortete: Ja. Es kann gebaut werden, wenn man nur die Hauszinssteuer in vollerem Umfang, nicht nur zu 25%, ihrem eigentlichen Zweck zuführt. Denn bauen müssen wir: Heimstätten weit draußen in der Natur zum Eigenerwerb des seßhaften Arbeiters und gesundheitsgemäße Siedlungen mit höchstens zweistöckigen Häusern, Gartenland und Querdurchlüftbarkeit für die nicht seßhafte Arbeiterschaft. Wir können und müssen daran gehen, die Großstadt — diesen „Luxus, den wir uns in Zukunft nicht mehr leisten können" (Ford!) — zu zerschlagen nach planmäßiger Überlegung in Industrie-, Wohn-, Geschäfts- usw. Viertel, die Straßen entsprechend anzulegen, so wie es etwa jetzt in Köln nach Schleifung der Festungswerke in großzügiger Weise geschieht. Wir müssen mit dafür sorgen, daß der Arbeiter wieder lernt, was Heimat ist, indem er zum Boden der Heimat ein neues Verhältnis gewinnt. Das alles können wir. Warum geschieht es nicht?

*) Dazu muß doch auch öffentlich gesagt werden, daß solche Kollisionen vermieden werden sollten und könnten. Wir haben alle Ursache, unsre Kräfte zusammenzunehmen. D H

Schon um der Beziehungen der Geschlechter zueinander willen müßte die Großstadt, dieser Vampyr für 45% unserer Gesamtbevölkerung, zerschnitten und durchordnet werden. So wie es eben ist, muß sich das Gift der Geschlechtsseuchen nur noch mehr ausrasen, als es z. B. die scheußlichen Zahlen aus Hamburg und Berlin, die zwei- bis dreimal so hoch sind wie vor dem Kriege, dartun. Müller-Zehme (Leipzig), der Vorsitzende des Bundes für Sexualethik, berichtete hierüber und über die dunklen Hintergründe, die sich dahinter auftun. Die geschlechtliche Not schäumt auf wie das Meer bei Sturmflut. Nicht nur in den Großstädten, sondern ebenso auf dem Lande. Die Vergeschlechtlichung des Lebens feiert ihre Orgien. Ist Einhalt möglich? Gewiß spricht die wirtschaftliche Krise mit, die Unmöglichkeit der Frühheirat für Viele. Aber ebenso die individuelle Verantwortungslosigkeit und der rasend ansteigende, von medizinischer Seite als Schutz gegen Ansteckung immerhin zu begrüßende Gebrauch von Vorbeugungsmitteln, bei dem sich dann aber bevölkerungspolitisch und geschlechtsethisch das Wort grausam erfüllt: die ich rief, die Geister, werd ich nun nicht los. Die Krankheitsziffern nehmen ebenso zu wie die der Abtreibungen und die der Verhütungen. Wer will diesen Siegeszug des Todes aufhalten? Das kann nur der Wille zum Leben, der Wille zum Kinde, der Wille zum Ethos vor und in der Ehe. Und der muß gefördert und begünstigt werden durch Maßnahmen sozialer Art, die solchem Willen wirtschaftliche Hilfe gewähren.

So rast hier der Tod durch unser Volk, der leibliche und sittliche Tod. Und daneben der Kampf Aller gegen Alle innerhalb der sozialen Schichtungen und Kämpfe, die Professor Heimann (Hamburg) in glänzendem Vortrag behandelte. Zwei Hauptfronten sind da, die der Arbeitgeber und die der Arbeitnehmer, Niemand kann sie übersehen. Und Niemand darf sich vermessen zu meinen, diese „Marktbündnisse" der Unternehmer und Arbeiter, geworden trotz kooperativer Wirtschaftsordnung oder gerade wegen ihr, gewachsen aus dem Trieb nach Genuß und nach Macht und zwangsläufig gehalten durch die Schärfe des Gegensatzes, könnten eines schönen Tages sachte aufhören. Nein. Dieser zynisch-offene Klassenkampf von unten, dessen Stoßkraft nicht irgendeine ideale „Solidarität", sondern eben nur der Gegensatz ist, und der andere von oben, der weil vielfach mit heiligen Worten verbrämt nur um so verwerflicher wirkt — man denke an das Schulbeispiel der letzten Inflation! — kann nicht mit frommen Wünschen oder durch Zerbrechung der gegenwärtigen Wirtschaftsordnung aus der Welt geschafft werden. Die Gegensätze sind da und die Parteien sind da, die Kämpfe sind da und die Schützengräben längs und quer —, und noch viel mehr als die eben angedeuteten Systeme, wenn man an die Gegensätze von Stadt und Land denkt und an die Berufs- und Marktbündnisse der Beamten, Angestellten, Landwirte usw. — sie sind da, überall, die Volksgemeinschaft ist zerschnitten und durchwühlt und durchzogen von tausend Drahtverhauen. Wie bessern? Wie helfen? Ein Rezept gibt es nicht. Aber den persönlichen Einsatz der Tat gibt es überall: den Einsatz persönlichen Händereichens und des Willens zu einer besseren Zukunft aus diesem Brudermord der Gegenwart heraus. Nicht Flucht in die Ideale, nicht Flucht in Siedlung und Kommunismus, sondern Stehenbleiben in dieser Gegenwart, sie verstehen lernen und hoffen, nein arbeiten als Gegenwartsgebundener für eine andere Zukunft, für eine neue Geselligkeit, für eine neue Brüderlichkeit.

Und so wie im Volk, so auch bei den internationalen Beziehungen der Völker. Die Gegensätze sind da — und der Friedensruf der Bergpredigt ist da — wo liegt die Lösung?

Professor D. Althaus (Rostock) legte alles Gewicht auf die Unentrinnbarkeit eines Zusammenstoßes, der immer wieder kommen kann und kommen wird aus dem Zusammentreffen des Berufsbewußtseins zweier Völker. Freilich nicht eines durch Ruhmsucht, Eigennutz, Selbstsucht und Begierde verführten und verzerrten Berufsbewußtseins, sondern eines echten, wirklichen, das sich fragt nach seiner Sendung, seiner Aufgabe, nach den ihm anvertrauten und deshalb von ihm zu verwaltenden und zu schützenden Gütern, das sich vor Gott und seiner Geschichte verantwortlich weiß. Das in solchem Aufschauen zu Gott und in solcher Beugung unter seine Gabe und Aufgabe in Selbstprüfung und Ritterlichkeit dem andern Volk die Hand reicht, Politik zu führen unter demselben Herrn, der die Geschichte nach seinem Willen leitet und dessen Geschichte Bewegung ist und Fortgang, und vor dem Ruhezustände wie Weltreich oder Völkerbund nur Mündungsstadien einer Epoche sind, nicht aber letzte Werte, letzte Erfüllungen des Wortes Geschichte.

Diesem starken Anspruch des einen Pols Geschichte gegenüber berief sich Professor D. Hoffmann (Breslau), der Korreferent der anderen Konfession, lediglich auf die Bergpredigt. Sein Bekenntnis und Schild war der unbedingte Wille zum Frieden und der Kampf gegen einen Krieg, der nüchtern besehen ebenso unmöglich wie wahnsinnig ist. Darin pflichtete ihm auch D. Althaus bei. Und es war das Schönste, daß bei aller Polarität sonst die Stellung zur Gegenwart ganz die gleiche war, im Sinn entschiedenen Eintretens gegen Kriegshetze und Kriegsgeschrei, und daß darüber hinaus doch der Stern der Bergpredigt leuchten blieb.

Denn die Bergpredigt muß das letzte Wort behalten, und sie behielt es auch auf der Tagung, an jenem letzten Sonntag Morgen, nach der stillen Stunde, wo sie zwischen Musik zu uns sprach, während die katholischen Brüder zur Frühmesse im nahen Ludwigstadt waren. Sie stellte Siegmund-Schultze noch einmal vor uns hin: „Was ihr wollt, daß euch die Leute tun sollen, das tut ihr ihnen zuvor. Darinnen stehet das Gesetz und die Propheten." Auf die Tat kommt es an, auf die persönliche immer neu wagende, immer neu glaubende, immer neu die Hände reichende Tat der Liebe. Nicht Worte machen Geschichte und nicht Resolutionen, sondern die Tat des Lebens, so wie einst, so auch heute. Denn „das Wort ward Fleisch" und muß immer von neuem wieder Fleisch werden.

Das war im Großen und Ganzen Inhalt und Ablauf jener Tage vom 3.—7. Juni dort in Lauenstein. Anderes lag dazwischen. Die Beratung über die Frage nach „Recht und Schutz der Jugendlichen unter besonderer Berücksichtigung der Arbeitszeitfrage", die Wenzel Holeck einleitete und die zu entsprechenden Beschlüssen für die 48-Stunden-Woche, für drei Wochen Ferien und erweiterten Arbeitsschutz der Jugendlichen bis zu 18 Jahren führte; weiter der Vortrag über „Berufsehrlichkeit und Berufstreue" von Direktor Schomerus von den Zeißwerken in Jena, der wieder zeigte, wie sehr sie alle, Arbeitnehmer und Arbeitgeber, ja wie sehr wir alle in Ketten gemeinsamer Sünde sind; und schließlich noch das Referat über die Alkoholfrage von Professor Gonser (Berlin) mit den Forderungen des Gemeindebestimmungsrechtes für Schankerlaubnis und Festsetzung der Polizeistunde.

Und neben den Referaten die Aussprachen mit ihrem Stehen unter der gemeinsamen Erschütterung und Verpflichtung. Das Bild der Not, gehäuft durch die vielseitigen Berichte, und der Wille, Brücken zu schlagen, leuchtend aus den brüderlich-schwesterlich vereinten Gewissen. Einzelnes kann hier nicht gebracht werden. Dafür muß wie für den Wortlaut der Resolutionen auf den offiziellen Konferenzbericht im nächsten Heft der „Akademisch-Sozialen Monatsschrift" (Berlin O 17, Fruchtstraße 64II) verwiesen werden. Aber doch sei gerührt an das, was Pfarrer Heitmann (Hamburg) ergänzend sagte zu de Laportes Ausführungen über die Wohnungsfrage, ferner wie Pfarrer Stählin (Nürnberg) dem alles zerfressenden Tatbestand medizinischen Berichtes seine Schau der Sinnerfüllung des geschlechtlichen Lebens gegenüberstellte als einer Bejahung der Spannung vorhandener Polarität zwischen Mann und Frau und eines doppelten Aufstiegs miteinander zur Auferstehung des Leibes und zur Vollendung der Liebe, und zuletzt wie Siegmund-Schultze als „Pazifist" mahnte, nicht die menschlichen Widerstände zu übersehen und trotz des hier notwendigen Pessimismus doch alles als Christ einzusetzen, damit wir als Christen und wir als Kirche nicht wieder versagen und die Weltentwicklung rascher zum Frieden kommt als der Wille derer, die den „Frieden fertigen" sollen.

Das alles muß mitgefühlt werden, um den Herzschlag der Konferenz zu spüren und über diesem allem noch das Andere, Verklärende: das Wunder der Landschaft, die ragende Burg, der hohe Himmel, der Blick auf die Lockwitz, die Steilränder der Berge; die Stunden der Beratung im Tafelsaal und des Plauderns während der Pausen im Schloßhof; der Nachmittag im Burggärtlein des Huttenzimmers und der gemeinsame Ausflug am Samstag mit den frohen Liedern und der letzten Aussprache im Walde; die Entdeckungsfahrten der Einzelnen in die Umgegend, zum stillen Waldteich oder bis hin zum Rennstieg, und die gemeinsame Führung durch die träumenden Räume der Burg; der erste und der letzte Abend mit dem Burgherrn Dr. Meßmer, dessen Händen die Burg ihre jetzige Schöne verdankt; die Frühandachten und die abendlich lösenden Klänge Bachs; das Zueinanderfinden der Vielen, die sich bis dahin so fremd gewesen, die tiefe Verbundenheit über alle Berufe, Parteien und Konfessionen hinweg, das letzte Vertrauen gerade hier zueinander und eine wahrhaft brüderliche Offenheit — das alles formte die Tagung zu dem, was sie ward:

Nicht nur ein Aufschrei gleich gefühlter Not aus den Bünden der Jugend heraus und eine auch sonst sich ja zeigende Hinwendung zum Ernst sozialethischer Fragen, nicht nur ein privates vorbereitendes Reden im Kreise von 180 Menschen über Einzelnes, was im Großen in Stockholm in diesem Jahre besprochen und verhandelt werden soll — und wir hatten ja eine Reihe von deutschen Vertretern für Stockholm unter uns —, sondern unter Teilnahme von Evangelischen und Katholiken, von Quäkern und Ausländern eine Gemeinschaft heiligen Geistes, die weiter greift und enger ist, als sie in Stockholm sich darstellen kann, eine Gemeinschaft des Zusammengeführtseins von Pfingsten her, tausend Sprachen zu sprechen und doch die eine zu verstehen, an tausend verschiedenen Punkten zu arbeiten und sich doch in einer Arbeit zu wissen, tausend Wege zu gehen und doch sich stets an den einen Weg gemahnt zu wissen, der durch die enge Pforte führt. Und trotzdem nicht zu verzagen und trotzdem nicht lahm zu werden, weil wir es nicht schaffen können, sondern Gott es schaffen muß. Treu zu sein im Kleinen, neben aller Weiterarbeit in künftigen Besprechungen und Tagungen, damit solche Treue im Kleinen sich klammern darf an Gottes Treue, von der sein Wort bezeugt und verheißt: „Er kann sich selbst nicht verleugnen."

Wenings (Oberhessen) Erwin Wißmann

Der Dresdener Kongreß für Innere Mission

Zeigt ein alteingeführter Kongreß sein Daseinsrecht in immer neuer Mannigfaltigkeit der Formen, so darf man dem Kongreß für Innere Mission seine innere Lebenskraft gerne bescheinigen. Aus einer ganz freien Beratungsstelle und Anregungsquelle, wie sie der Zentral-Ausschuß für Innere Mission ursprünglich war, ist durch die im Zentralverbande der Inneren Mission mehr und mehr durchgeführte Organisation der gesamten evangelischen Liebestätigkeit eine Art amtlicher Einrichtung öffentlichen Rechtes geworden, eine Organisation, mit der die Staatsbehörden verhandeln als mit einer realen Macht. Beides, sowohl die nur noch von einem Fachmann zu übersehende Mannigfaltigkeit der Formen, wie die umfassende, den staatlichen Erfordernissen angepaßte Durchorganisierung des Gesamtgebietes der „Inneren Mission der deutschen evangelischen Kirche" kam auf diesem ihrem 41. Kongreß machtvoll zur Erscheinung.

Schon das Programm selbst gestaltete sich zu einem wahren Kunstwerk, dessen Studium etwas von dem Umfang und der Treue der dahinter stehenden Arbeit ahnen ließ. Einzelne neu gewählte Kongreßformen wie die drei einheitlich angelegten „Morgenwachen" in der Frauenkirche erwiesen sich als recht glücklich. Über die andere, wichtigere, die große Begrüßungsversammlung in den Festsälen des Rathauses, waren die Meinungen nicht ganz so einig. Gewiß, die Aufmachung war alänzend. Man konnte auch mit Interesse beobachten, wie sich die Vertreter der verschiedensten hohen und höchsten Behörden mit ihrer Aufgabe, der Inneren Mission etwas Passendes und Angenehmes zu sagen, abfonden. Bemerkenswert war mir da, daß mit das Beste, was geredet wurde, aus dem Munde eines guten Katholiken kam, wenn ich richtig vermute, des Ministerialdirektor Klausener: „Die Nächstenliebe, die ein sittlicher Imperativ ist und an die Arbeit herangeht, weil die Arbeit Gottesdienst ist, fehlt so Vielen in unserm Volke, und diese Liebe hat die Innere Mission wie ihre Schwesternverbände auf ihre Fahnen geschrieben. In einer Reihe von Gesetzen der Nachkriegszeit hat die freiwillige Liebesarbeit ihre Anerkennung gefunden, sie ist darin verankert. Sie muß als ein unentbehrlicher Faktor jeder behördlichen Tätigkeit auf dem Gebiete der Wohlfahrtspflege anerkannt werden." Die Träger der Inneren Mission mögen beschämt gewesen sein ob allen Lobes, das ihr hier so reichlich gespendet wurde. Vielleicht gehörte es auch zur rechten christlichen Demut, daß sie sich hier die unentbehrliche Unterstützung durch staatliche Mittel so deutlich bezeugen ließen. Immerhin, diese „imposante" Begrüßungsversammlung und die vielen Verbeugungen der weltlichen Behörden waren nicht nach Jedermanns Geschmack. Jedoch, ging man etwa benommen heraus aus dem Prunksaal, so las man auch an dem Dresdener Rathausturm die Inschrift in Goldbuchstaben: Soli Deo gloria!

Mit den Nöten unseres Volkslebens hat es die Innere Mission zu tun. Sie kamen in Dresden ergiebig zur Sprache. Bezeichnend war es, daß als erste Not bei einem Auftakt zum Kongreß, einer Akademikerversammlung, die Führernot erörtert wurde. Es war ausgerechnet am Abend der Reichspräsidentenwahl; sehr beziehungsvoll! Den Akademikern hätte dabei wohl die Frage nahe liegen sollen, warum „das Volk" sich ihrer Führung immer bewußter entzieht, warum die „geistig führenden Stände" immer mehr an Einfluß verlieren. Aber nur von einer Seite wurde der Finger auf diesen wunden Punkt gelegt. Die hierzu gehörige Selbstprüfung lag den Herren Akademikern wohl noch zu fern.

Die besonders bedrohliche Not aber, mit der der Gesamtkongreß sich zu beschäftigen hatte, war die heutige Ehenot und die evangelische Sittlichkeit. In der Tat, beide sind in Not, die Ehe sowohl wie die evangelische Sittlichkeit in ihrer Beziehung zueinander. Das hatten unter anderem einige Aufsätze guter kirchlicher und theologischer Zeitschriften deutlich gemacht, in denen jüngst das Eheproblem behandelt war. Ernste evangelische Theologen glaubten da gewisse vorliegende Schwierigkeiten nicht anders meistern zu können, als daß sie den Gebrauch von Empfängnisverhütungsmitteln vor der christlichen Moral zu rechtfertigen suchten. Da war es nun erfrischend zu erleben, wie in Dresden ein Laie der strauchelnden Theologie zurechthalf, auch wohl fröhlichen Mutes sie zurechtwies: „Prävention ist unsittlich; in besonderen Fällen ist sie als ärztliches Gebot notwendig und dann sittlich." Mit medizinischer Unbefangenheit setzte sich so der treffliche Berichterstatter, Professor Kirstein aus Bremen, über die Fußangeln der theologisch-moralischen Fragestellungen hinweg. Er arbeitete mit einer ganz andersartigen Grundeinstellung. Sein 12. Leitsatz, der dem eben genannten sofort folgte, lautete unbekümmert kühn und apodiktisch: „Es ist nicht wahr, daß kinderreiche Familien in der Gegenwart hungern oder gar verelenden müssen." Diese Meinung glaubte er wohl aus seiner reichen ärztlichen Praxis belegen zu können, aber es war doch eine wissenschaftlich nicht zu begründende Behauptung, eine Behauptung des Glaubens. Und eben dies war der große Dienst, den uns der angesehene und erfahrene Arzt auf dem Dresdener Kongreß leistete, daß er die ganze heikle Frage aus dem Niveau der Moral in die Höhenlage des Glaubens erhob. Geburtenrückgang — war der eigentliche Leitgedanke seines ganzen temperamentvollen Vortrags — ist ein Symptom des Unglaubens. „Mit dem Unglauben setzte der Geburtenrückgang ein." Und so konnte er, vielleicht ohne volles Bewußtsein von der ungeheuren Bedeutung und Tragweite seines Gedankens, auf diese unsre große Ehe- und Volksnot der Kinderzahl-Beschränkung das gewaltige Jesaiawort anwenden: „Glaubet ihr nicht, so bleibet ihr nicht." Dies war für mein Empfinden der Höhepunkt des ganzen Kongresses, wie da ein welterfahrener Laie ohne jeden erbaulichen Nebenton uns mit unsern sozialethischen Nöten ganz unmittelbar, wie selbstverständlich, unter die letzten Maßstäbe, vor die Glaubens- und Gottesfrage selbst stellte! Man fühlte sich unwillkürlich an Luther erinnert, der von seinem Kurfürsten gar nicht geschützt werden, sondern ihn seinerseits durch seinen stärkeren Glauben schützen wollte, als Kirstein erklärte, der Staat müsse die kinderreiche Familie bitten, ihn am Leben zu erhalten, nicht umgekehrt! Und er meinte das nicht nur in bezug auf den äußeren Bestand des Staates, der durch hinreichenden Nachwuchs immer neu gewährleistet werden muß; noch viel mehr hängt die innere Kraft des Volkes an dem Willen zum Leben, der sich im Kinderreichtum ausspricht. Nur wo unbefangene Freude am Kinde ist, da ist auch sittliche Tüchtigkeit, die es mit den Schwierigkeiten des Lebens getrost aufnimmt. Und eben die Erschwerungen stählen die Kraft; Not war noch allemal die beste Erzieherin. „Kinder aus kinderreichen Familien setzen sich besser durch als aus kinderarmen", so drückte Kirstein dies aus. Genug, es war eine helle Freude, aus dem Munde eines in reicher Praxis stehenden Frauenarztes, der Tag für Tag mit allen hier in Betracht kommenden Nöten und Erbärmlichkeiten zu tun hat, einen so vollen, tiefen Ruf zum Leben zu vernehmen. Einen Ruf, der unsre ganze moderne Sexual-Barbarei als solche kennzeichnete und alle die viel erörterten, zur Krankheit und zum Tode führenden Praktiken geschlechtlicher Zuchtlosigkeit und gar den planmäßigen Kindesmord der Abtreibung in das gebührende Licht stellte. „Dem Ansturm gegen § 218 des Strafgesetzbuchs" (den Abtreibungsparagraphen) will Kirstein „die Proklamation des Rechtes der Frau auf Kinder entgegengesetzt" wissen. — Schade nur, daß dieser kraftvolle, unter dem höchsten Gesichtspunkt gestellte Appell an den Lebenswillen unseres Volkes in der Entschließung des Kongresses gar nicht deutlich zum Ausdruck kam. Allerdings wird auf die Ehenot und die daraus drohende Gefahr des Untergangs unseres Volkes ernsthaft hingewiesen, aber schließlich doch nur in ziemlich allgemeinen Forderungen die Gesetzgebung angerufen.

So befriedigend nun die erste Hauptversammlung verlief, so unerfreulich war der Bericht über das zweite Hauptthema: Welche Aufgaben erwachsen unserm Christenvolke angesichts der religiösen und sittlichen Not der Schüler höherer Lehranstalten? Wußte der Vortrag über die Ehenot alle diesbezüglichen Spannungen der Gegenwart im Gemüte des Zuhörers lebendig und wirksam zu machen, so fühlte man sich durch den zweiten, der die Jugend, von der er reden sollte, überhaupt nicht wirklich zu kennen, zu verstehen schien, hochgradig gelangweilt. Ein bedauerlicher Fehlschlag, der dem Kongreß die Sympathien unsrer aufgeweckten, suchenden Jugend zu entziehen geeignet war und der nur durch den anregenden Beibericht der Oberin von Tiling einigermaßen gemildert wurde. Sie schöpfte aus lebendiger, in die Jugend sich einfühlender Anschauung und nannte als Charakteristikum unsrer besseren Jugend u. a. das immer mehr sich vertiefende Verlangen nach Luther. Gemeint ist wohl das Verlangen nach einer neuen, wirklich imponierenden, innerlich überführenden Autorität, nach Unterwerfung unter die in Luther anschaulich gewordene persönliche Geistesmacht, die Vereinigung von innerer Freiheit und tiefster Gebundenheit. Im Worte Gottes, meinte Frau von Tiling, können sich Jugend und Alter wieder zusammenfinden.

Die dritte Hauptversammlung brachte den alten Kongreßbesuchern insofern eine Überraschung, als hier der Kirchlich-soziale Bund den eigentlichen Kongreß für Innere Mission ablöste. Diese Verschmelzung mit der einen der beiden großen sozialen Organisationen innerhalb unsrer Kirche ist zwar durch Rücksichten der Personalunion im Präsidium nahe gelegt, entspricht aber wohl nicht ganz der Ökumenizität der Inneren Mission. Was in Dresden bei dieser Neuerung herauskam, war ja an sich höchst erfreulich. Professor Brunstäds Vortrag Eigengesetzlichkeit des Wirtschaftslebens? führte in geistige Höhen und Weiten, wie sie bei derartigen Massenversammlungen nicht gerade häufig eröffnet werden. Ob es dem rednerisch glänzenden Bericht gelang, die Idee und die Unschädlichkeit eines nicht gewinnsüchtigen Kapitalismus durchaus einleuchtend zu machen, blieb ja ein wenig zweifelhaft. Aber anregend war die Darbietung in hohem Grade und bei der Besprechung berührte es recht angenehm, wie auch die Stimme der Arbeiter sich gleich sehr ausgiebig und eindrucksvoll geltend machen konnte. Man einte sich schließlich auf die Formel, daß das Wirtschaftsleben zwar nicht eine Eigengesetzlichkeit, wohl aber eine Eigengestaltigkeit habe, eine Wendung, die gelten mag, soviel sie kann.

In wirklich praktisch-anschaulicher Weise wurde auf dem Kongreß neben der Ehenot schließlich nur noch die Not der wachsenden Selbmordneigung behandelt. Beide Nöte stehen ja auf derselben Linie: im Volke ist der Wille zum Leben gelähmt. Der Berichterstatter D. Füllkrug stellte mit Recht den Satz auf: „Es besteht ein innerer Zusammenhang zwischen Selbstmord, Ge-

burtenrückgang, Ehescheidungen und Kirchenaustrittsbewegung." Er hätte genauer sagen können: Alles Merkmale der Lösung von Gott, Anzeichen des Untergangs, den sich unser Volk selbst bereitet. Die Kinderscheu ist ja nichts anderes als Volksselbstmord, das Selbstgericht der Gottlosigkeit. Merkwürdig, daß der Katechismusunterricht den Selbstmord immer noch beim 5. Gebot erörtert und nicht beim 1. Artikel, da er doch nicht auf eine boshafte Gesinnung, sondern auf den Unglauben zurückzuführen ist, ein Verzagen am Leben darstellt. Wiederum hätte nicht nur bei der Selbstmordfrage, sondern ebenso bei den Ehenöten „mehr Beichtgelegenheit in der Kirche" gefordert werden sollen. Freilich, die tiefsten Ehenöte entziehen sich ja nicht minder wie die schweren Selbstmordanwandlungen aller Beichte oder Psychoanalyse und aller moralischen Beurteilung!

Doch die allergrößte Not der Inneren Mission, die in ihrem eigenen Wesen und Werk liegende, ist noch gar nicht genannt. Und sie war es gerade, die in Dresden einmal wieder besonders eindrücklich zur Sprache kam durch Generalsuperintendent Zöllners geistvollen Vortrag Wort und Tat in der Inneren Mission. Sie wurde allerdings auf einer Nebenversammlung verhandelt, war aber für die Fachleute die Hauptangelegenheit des ganzes Kongresses. Wie schon so oft, sollten auch diesmal die Grundsätze der Inneren Mission, ihre Idee und ihre Erscheinung den Zeitumständen gemäß geprüft und neu festgelegt werden. Und auch diesmal gelang es nicht, das alte Problem in einer die Sachkundigen befriedigenden Weise zu klären — dank der wurzelhaften Undeutlichkeit, die nun einmal dem Begriff der Inneren Mission von ihrem Begründer her anhaftet! Und diesmal war doch noch die peinliche Hauptnot des ganzen Fragekomplexes, die Frage nach dem Verhältnis zur verfaßten Kirche und zur Einzelgemeinde ausgeschieden, wenigstens aus dem Wortlaut des Themas. Ob dieses nun glücklich formuliert war, konnte ja auch wieder bezweifelt werden. Man konnte nach ihm erwarten, daß etwa das Gerichtswort: „Das Reich Gottes stehet nicht in Worten, sondern in Kraft" auf die Innere Mission angewendet werden sollte. Denn auch sie bedrängt die Gefahr des Auseinanderfallens von Wort und Tat. Die Leitsätze zeigten aber sofort, wie es gemeint war: „Das Thema stellt im wesentlichen die Frage nach dem Verhältnis der Diakonie zur Inneren Mission." Also die Innere Mission Sache des Worts (vgl. Volksmission), die Diakonie Sache der Tat. Daß durch diese Unterscheidung die entscheidende Frage geklärt und gefördert wurde, ließ sich nicht einsehen. Die führenden Berufsarbeiter der Inneren Mission legten auch sofort nachdrückliche Verwahrung gegen diese Verschiebung ein. Mit gutem Recht betonte D. Zöllner dagegen, er wolle natürlich nur unterscheiden, nicht scheiden. Denn zusammengehörig seien beide Merkmale durchaus: „Neben dem Worte steht für die Innere Mission die Tat, die Diakonie. Stehen die Bäume der letzteren an den Lebenswassern, so sind ihre Früchte für die Innere Mission die Tatbeweise von der Wirklichkeit der Liebe Gottes in der irdischen Welt. Ohne diese Tat würde ihr Wort leer sein, ihr Wort aber läßt die Tat reden." Ganz wohl. Nur bleibt dabei die Frage im Dunkeln, ob nach dieser Auffassung die Diakonie wirklich eine Erscheinungsform der Inneren Mission darstellt, oder ob sie „neben" ihr steht. Vielleicht aber kam es dem Vortragenden gar nicht so sehr auf diese etwas mißliche Art des Unterscheidens an; fast gab er den Wortlaut seiner schnell verfaßten Leitsätze preis. Manche ernste Zuhörer haben seine Meinung so verstanden, daß er vor allem warnen wollte. Warnen vor der schlimmsten Gefahr der Inneren Mission, in Wohlfahrtspflege, in Betrieb aufzugehen. Wenn er dies aber so ausdrückt: „Zweimal ist die Innere Mission der Gefahr unterlegen, ihre Besonderheit soweit einzubüßen, daß sie mit Diakonie weitgehend gleichgesetzt wurde", so wird damit jenes bedenkliche Nebeneinander beider Funktionen neu festgelegt und vor allem die Diakonie als das Sekundäre, Minderwertige hinter die Innere Mission zurückgestellt. Wir verstehen ja durchaus, daß D. Zöllner sich mit aller Macht gegen die öffentliche und behördliche Meinung stemmt, die das Wesen der Inneren Mission in der beträchtlichen freien Wohlfahrtspflege sieht und sie lediglich darnach einschätzt, wie hier zu Beginn angedeutet. Wir haben auch allen Sinn für die große Bedeutung seines Anrufs: „In der Wohlfahrtspflege die Diakonie und in der Diakonie die Innere Mission durchzusetzen, die Gemeinde, die Kirche mit ihrem Geiste zu durchdringen, Wort und Tat in diesem Sinne einheitlich zu brauchen, das ist das Gebot der Stunde für sie. Davon, daß sie ihre Aufgaben heute erfaßt, wird es abhängen, ob sie ihr eigentliches Ziel, eine innere Reformbewegung der Kirche zu sein, erreicht." Aber die Festsetzung dieses weiten Horizonts kann doch nicht das letzte Wort sein, sondern damit fängt nun die eigentliche Diskussion erst an: Innere Mission und Kirche!

Halle Gustav von Rohden

Bücher und Schriften

ΑΓΓΕΛΟΣ. Archiv für neutestamentliche Zeitgeschichte und Kulturkunde. Herausgegeben unter Mitwirkung vieler Fachgelehrter von Johannes Leipoldt. (Staatliche Sächsische Forschungsinstitute in Leipzig, Forschungsinstitut für vergleichende Religionsgeschichte, Neutestamentliche Abteilung.) Band I, Heft 1/2. Leipzig, Ed. Pfeiffer 1925. 85 S. Abonnementspreis für Band I, Heft 1/4 15 M.

Neben die seit 1900 erscheinende Zeitschrift für die neutestamentliche Wissenschaft stellt sich nun ein neues Organ, das mit dem ersten Doppelheft an die Öffentlichkeit tritt. Man wird fragen, ob die Gründung eines neuen Organs notwendig war; indessen könnte schon der Blick auf die Fülle der zu bewältigenden Aufgaben das neue Unternehmen als begründet erscheinen lassen. Seine eigentliche Rechtfertigung aber wird es durch seinen Gehalt erweisen müssen. Und der Wert der meisten Beiträge des ersten Doppelheftes veranlaßt jedenfalls den Mitforscher, den „Angelos" willkommen zu heißen. Besonders begrüßt man es, daß, wie dies Heft und die Ankündigung des nächsten zeigt, die Bearbeitung der rabbinischen Literatur energisch in Angriff genommen wird. Die Übersetzung des kleinen Talmudtraktats über die Samariter ist der Beitrag von L. Gulkowitsch in diesem Heft; das nächste soll den Traktat über die Proselyten bringen. Außerdem gibt G. Kittel wichtige Ausführungen über „Grundsätzliches und Methodisches zu den Übersetzungen rabbinischer Texte", und Fiebig hat einen kleinen Beitrag „die Mekhilta und das Johannes-Evangelium" geliefert. Es ist in der Tat erfreulich, wenn sich hier ein Zentrum für die Arbeit auf dem rabbinischen Gebiet bildet. In das Gebiet des heidnischen Hellenismus, des Volksglaubens, der Mysterienreligionen, des Gnostizismus führt, außer Leipoldts Interpretation zweier bildlicher „Darstellungen von Mysterientaufen" und Leisegangs kleinem Beitrag über den „Bruder des Erlösers", der inhalt- und lehrreiche Aufsatz K. Dieterichs „Hellenistische Volksreligion und byzantinisch-neugriechischer Volksglaube". Der erste Teil (die Fortsetzung wird das nächste Heft bringen) handelt über Sternbilder und Sternglauben und zeigt, wie sich der Gottesglaube und die Vorstellungen der Griechen von Elementen und Sternen unter orientalischen Einflüssen wandeln und eine im Einzelnen oft reizvolle Geschichte erleben, die gerade durch die Kenntnis des byzantinischen und neugriechischen Materials beleuchtet wird. Für den Neutestamentler ist die Geschichte des Begriffes Stoicheion (Elementum) besonders interessant. Einzelfragen behandeln Joach. Jeremias in dem Artikel „Der Eckstein" und Fr. Smend in den „Untersuchungen zu den Acta-Darstellungen von der Bekehrung des Paulus". Jeremias weist meines Erachtens überzeugend nach, daß der „Eckstein" in den bekannten biblischen Worten (vgl. bes. Eph. 2, 10) nicht ein zum Fundament gehöriger Stein ist, sondern ein Stein, der zur Zinne des Baus gehört, wahrscheinlich der über dem Portal befindliche Schlußstein. Smend zeigt, daß die Darstellungen der Apostelgeschichte von der Bekehrung des Paulus Motive verwerten, die in der antiken Literatur verbreitet sind. Während diese Aufsätze den spezifisch historisch interessierten Leser angehen, hat der darstellerisch schöne und gehaltreiche Aufsatz von Balla „Der Erlösungsgedanke in der israelitisch-jüdischen Religion" allgemeines Interesse. Er ist auch der einzige, in dem sich ein spezifisch theologisches Interesse bekundet, und fällt damit aus dem Rahmen des übrigen Inhalts heraus. Sonst ist das Anliegen der Zeitschrift, wie Titel und Vorwort bezeugen, die historische Arbeit, die das Urchristentum als zeitgeschichtliches Phänomen faßt. Für diese Arbeit hoffen wir aus den künftigen Heften viel Lehrreiches zu empfangen und heißen damit den „Boten" noch einmal willkommen.

Marburg Rudolf Bultmann

Die Bilder des Genter und des Isenheimer Altars. Von Rudolf Günther. 1. Teil: Der Genter Altar und die Allerheiligenliturgie. 2. Teil: Die Brautmystik im Mittelbild des Isenheimer Altars. Mit je einer Bildtafel. Studien über Christliche Denkmäler, herausgegeben von Johannes Ficker, 15. und 16. Heft. Leipzig 1923 und 1924, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung. 1. Teil 60 S., 2.50 M., geb. 3.50 M. 2. Teil 145 S., 4.50 M., geb. 5.50 M.

Wenn etwas aus den vorliegenden Studien deutlich wird, so ist es die Tatsache, daß die Kunstwissenschaft der Unterstützung durch die wissenschaftliche Theologie nicht entraten kann, will sie so kulturumspannende und in ihrer religiösen Symbolik schwer zugängliche Werke aufhellen, wie es die Bilder des Genter und das Mittelbild des Isenheimer Altars sind. Man kann ohne Zögern sagen: Rudolf Günther hat in beiden Fällen ganze Arbeit getan. Es ist ihm gelungen, an den entscheidenden Punkten über alles Tasten, Wähnen und Komponieren hinaus zu festen Ergebnissen zu gelangen, Ergebnissen, die zum erstenmal einwandfrei die ikonographischen Rätsel jener beiden berühmten Altarbilder lösen. Die kunstgeschichtlichen Handbücher werden diese Funde demnächst mit Dank registrieren.

Was zunächst die „Anbetung des Lammes" im Genter Altar betrifft, so war schon Anton Springer durch den Hymnus de omnibus sanctis im römischen Brevier auf die rechte Spur gekommen. Franz Xaver Kraus hat zuerst den Zusammenhang des Altarwerks mit dem Allerheiligenfest klar erkannt. Es ist die Idee der Gemeinschaft der Heiligen, die in den großen mystischen Kompositionen des Spätmittelalters bis hin zu Raffaels Disputa und Dürers Allerheiligenbild zur Darstellung kommt. Die „Anbetung des Lammes" geht zurück auf das siebente Kapitel der Apokalypse, in dem auch die Liturgie des Allerheiligentages wurzelt. Es ist die Hochzeit des Lammes; der Bräutigam hat seine Braut, die

Kirche, in den Himmel erhöht. Die Heiligen- und Jungfrauenaufzüge der altchristlichen Zeit, entwickelt besonders in den abendländischen Sakramentarien und illustrierten Handschriften der Apokalypse, strömen zusammen mit der Darstellung der oberen Welt an den Chorwänden mittelalterlicher Kirchen, um in Berührung mit den Weltgerichts- und Paradiesesbildern die himmlische Herrlichkeit zu vollenden. Diese wird besonders durch die den Engelchören beigesellten Heiligenordnungen repräsentiert. Das Bild ist durch und durch von jener hohen kultischen Stimmung erfüllt, wie sie die Feier der Eucharistie auslöst. Eine Fülle von Belegen aus der mittelalterlichen Hymnologie bringt der Verfasser bei, um die verschiedenen Heiligengruppen verständlich zu machen. Äußerste Einzelheiten werden unter seiner Deutung sinnvoll. Mit überzeugenden Gründen weist er u. a. nach, daß die häufig als Virgil angesprochene Figur im weißen Gewand niemand anders sein kann als Salomo, eine Figur, die nur die mittelalterliche, in Typik und Mystik schwingende Seele im Ganzen des Bildes so formen konnte, wie es der Fall ist.

Bedeutsamer noch ist die Aufklärung des Mittelbildes vom Isenheimer Altar, der bekannten Weihnachtsszene mit dem „Engelkonzert", wo vor der Maria mit dem Kinde eine zweite Maria, en miniature und in eine Aureole gehüllt, in betender Haltung kniet. Günther zeigt die Unzulänglichkeit aller bisherigen Deutungsversuche auf, um sodann in feinsinnigen und ungemein gründlichen Ausführungen den Beweis dafür anzutreten, daß in diesem merkwürdigsten Bilde des ausgehenden Mittelalters Symbolik und Mystik in einer uns beinahe unbegreiflichen Weise sich vereinen, zur Darstellung — der Hochzeit Christi mit der Kirche, Maria mater et sponsa Christi. Wird im späten Mittelalter die Geburt Christi zur Anbetung des Neugeborenen durch Maria, so hat Grünewald diese Darstellung aus dem Geist der Brautmystik heraus großartig umgebildet. Eine wundersame Spannung kommt in das Gesamtbild durch den Gegensatz der beiden Marien, und doch werden beide zugleich in eine höhere Einheit verschmolzen. Und wiederum hellen sich von dieser Grundidee aus nahezu alle Einzelheiten des Bildes auf, indem restlos alles seine symbolische Beziehung auf die mystische Mitte des Bildes hat. Gewiß, dieser umfangreiche gelehrte Apparat ist nicht nötig, um vor Grünewalds „Weihnachtsbild" rein künstlerischen Genuß zu empfinden, aber welche Bereicherung, wenn wir, geführt von kundiger Hand, Form und Inhalt sich so gänzlich vom Boden der Mystik aus durchdringen sehen, wie es in dem Mittelbilde des Isenheimer Altars der Fall ist!

Wer in die Wunderart des Mittelalters einmal gründlich eintauchen möchte, dem empfehlen wir die vorliegenden Hefte aufs wärmste. Der Kunstfreund aber ist dem Verfasser aufrichtig dankbar für seine methodisch klare und überzeugende Aufhellung schwieriger Probleme, die die Köpfe lange genug beunruhigt und so oft vergeblich beschäftigt haben.

Osnabrück Hans Bodenstedt

Die unendliche Landschaft. Von Oskar Beyer. Berlin, Furche-Verlag 1922. Gebunden 10 und 12 M.

Die Überschrift lautet verführerisch genug, daß man sich einige Tage mit der Veröffentlichung beschäftigen könnte. Findet man aber dann im Untertitel: „Über religiöse Naturmalerei und ihre Meister", so sollte das zu jahrelangem Eingehen herausfordern, und man ist ehrlich gespannt, was sich von diesen Tiefenproblemen in 44 Großquartseiten kundtun wird. Sieht man — wie das meist und oft einzig geschieht — die Bildbeigaben zuerst durch, so ist man verblüfft, allem voran Caspar David Friedrichs „Kreuz im Gebirge" aus Dresden anzutreffen, daran reiht sich als erste der angefügten Tafeln die Herbstlandschaft des Chinesen Hui-tsung (1082—1135). Für die sieben Landschaften Friedrichs, die weiterhin folgen, ist die Anweisung der Auswahl schon in Eins und Zwei gegeben, wie auch für die zwei beigebrachten Thomas. Dann gibt es noch sechs Ostasiaten, bevor zu einer Paradisozeichnung Botticellis, zwei Ausschnitten aus dem Isenheimer Altare, der Mühle (Bowood) und einer Handzeichnung Rembrandts übergegangen wird. Das sind nur landschaftliche Stimmungsbilder wie die von Millet (3), Segantini (1), Steinhausen (5) und Mense (2). Geht man nun aufmerksam auf das materiell Gebotene — in vortrefflichen Wiedergaben — ein, so wird man alsbald bemerken müssen, wie sehr das Verhältnis unendlich-religiös auch in der Besprechung in der Schwebe bleiben wird. Warum reiht der Herausgeber nicht einzelne Stücke von Jan van Goyen (z. B. Rijksmuseum Amsterdam 989a und 990), Philips Koninck (z. B. ebenda 1396), Philips Wouwerman (z. B. Frankfurt 314 A), Rembrandt (z. B. Braunschweig 236) von der anderen Richtung; ebenso Albrecht Altorfer (z. B. hl. Georg und Landschaft, München) von der des intimen Winkels an? Sowie Ausschnitte von Grünewalds Tafeln genommen werden, erhebt sich die Frage: Sollten da nicht auch Hintergründe Peruginos frommen, worin der umbrische Meister gerade Einzigartiges gewirkt hat in Italien? In J. v. Goyens beiden Bildern ist sogar die Anordnung der „staffierenden" Gestalten naheverwandt der des erstgegebenen chinesischen; der hl. Georg Altorfers steht sowohl räumlich wie maßstäblich in der vom Verfasser entwickelten Weise im Rahmen der Landschaft. Und das Motiv der Thomaschen Raddierung hat Lucas van Valckenburg (Frankfurt 119) lange vorweggenommen. Aber gerade aus diesem Vergleichspaare kann ein fester Ausgangspunkt des Unterscheidens gewonnen werden: Thomas Mann singt, an der Böschung in der vordersten Bildebene gelagert, in das weite Strahlenrad der aufgehenden Sonne die Worte hinein, die höchst überflüssig, aber wegweisend vom Künstler in die Platte geritzt sind: „Geh aus mein Herz und suche Freud usw." Das junge Weib lauscht versonnen dem Liede. Bei dem um seines neuen Bekenntnisses willen nach dem protestantischen Deutschland hin ausgewichenen Vlamen weist der Rastgenosse am Berghange eindringlich über das im Flußtale gebreitete Stadtbild einwärts nach den fernen Alpenketten, und der zeichnende Künstler schaut recht unaufmerksam aus dem Rahmen heraus (Selbstbildnis!). Er versündigt sich hier selbst an seiner sonst so stark fühlbaren Freude an der Landschaft, in der er auch gerne den Nebel brauen läßt und Wolkenschwaden an die Berge hängt. Hier ist alles erdennah und stoffschwer, mit der niederländischen und renaissancemäßigen Sachtreue gesehen. Man benennt das gerne mit Naturalismus, verkennt aber damit den sehr innerlichen Vorgang der Andacht vor dem Ausschnitte der Gotteswelt, dem es gilt bis in seine Kleinigkeiten gerecht zu werden. Das ist die Haltung des gleichzeitig sinnenfrohen und glaubensstarken Niederländers. In seinem Protestantismus schied sich Kunst und Religion, gewiß ein kantisches Ergebnis. So sicher Lucas hier Linz an der Donauschleife gibt und benennbare nahe und ferne Berge — wie er die Landschaft aufbaut, von der Wahl des Standpunktes bis zur Behandlung von Fels und Baum unten und drüben, da zeigt sich die Lust an der Weltferne und der aufs Ganze gerichtete Blick, auf die „unendliche Schöne". Und nun gar die Unendlichkeitsphantasien von v. Goyen, Wouwerman, Koninck über ein sehr endliches Thema: Marsch hinter Düne, Marsch und Düne, Düne, kleine Bezirke. Aber wie sie sich weiten, wie Dünenhügel und Wolkenberge fern grau in grau sich ineinander lösen oder das mächtig ansteigende Himmelsgewölbe weit hinter den irdischen Sichtbarkeiten noch hinaus sich dehnt und Turm und Mast und Mensch auf der unabsehbaren Fläche unter solcher Kuppel in sich zusammensinkt: das ist alles wahrhaftig in ihrem Lebenskreise erfahren, aber künstlerisch erfahren, und da brauchen sie nun nichts hineinzugeheimnissen, so wenig wie das die buddhistischen oder brahmanischen Maler ausgewählter Stücke in China taten. Die Unendlichkeitsbedeutung solcher Erdgegebenheiten war ihnen still bewußt, deren unerschöpfliche Wirkungsfülle ihre Erfahrung. Wie das den Andern zu vermitteln, das ist das Geheimnis ihrer Künstlerschaft, das Alogische für die Kunstwissenschaft, vor dem sie achtungsvoll Halt zu machen hat. Die unerschöpfliche Wirkung verleiht den kleinen Gebilden Beider die Monumentalität, aere perennius. Aber das ist Eigenschaft aller guter Kunstwerke, und Hörer wie Beschauer dürfen sich getrost in der Diesseitigkeit und in der Gegenstandsnähe gehoben fühlen: über sich hinaus, gereinigt und befreit. Das sind rein künstlerische Wertbestimmungen, keine religiösen Erlebnisse. Jenes Alogische in Künstler und Kunstwerk ist nicht das Göttliche des schwärmenden Wackenroder, wie er es in Rafael anruft. So wenig der Künstler — der echte wenigstens — hinter das wahrhafte Sein greift, so wenig wird der reife Kunstliebende über das Kunstwerk hinausschauen wollen und können; das Andere ist noch so feingeistige Spielerei. Beim Anhören des päpstlichen Chores in St. Peter hauchte mir Jemand verzückt zu: „Es ist zum Katholisch-werden schön!" So genießt Publikum, und sicher glaubt es sich den Genuß zu bereichern, vielmehr zu vertiefen.

Der Fachmann, der solchen Angelegenheiten der Innenwelt nachgedacht hat — gewiß haben das nicht alle getan, wie der Verfasser wohl gesehen hat — mag aus einer solchen Schrift starken Anlaß nehmen, aufs neue seine Gedankengänge durchzugehen und zeitgeschichtlich zu vergleichen. Er muß aber den Finger auf die Wunde und zugleich auf den Stachel legen, die darin heimlich drohen: das romantisch mystische Darüber-hinaus-Sehnen und nur allzu oft lediglich -Hasten, das, bei erlahmender eigner religiöser Kraft, in der Kunst einen neuen vielleicht letzten Wind in die Segel zur Jenseitsfahrt heischt. Das fördert weder Kunst noch Kunsterfahrung; aber es entspricht dem Zuge von Heute.

Marburg Carl Horst

Verschiedenes

Statistisches von den preußischen Universitäten Winterhalbjahr 1924/25. Evangelische Theologen studierten 866, + 20 weibliche, im Ganzen also 886 gegen 820 katholische *).

Die ständische Herkunft ist folgende (die Zahl der katholischen Theologiestudenten in Klammer): Vater höherer Beamter 347 (22), mittlerer Beamter 241 (218), unterer Beamter 6 (23), Großlandwirt 8 (15), Kleinlandwirt 29 (107), Handel- und Gewerbetreiben-

*) Darin ist die Zahl der katholischen Theologen nicht enthalten, die an den den theologischen Fakultäten gleichgestellten philosophisch-theologischen Lehranstalten (Fulda, Paderborn usw.) studieren. Danach dürften die katholischen Theologiestudierenden die evangelischen an Zahl in Preußen bei weitem übertreffen.

der 106 (204), selbständiger Handwerksmeister 21 (112), Arbeiter 6 (71). Nur charakteristische Zahlen sind hervorgehoben.

Auf Provinzen verteilt, ergibt sich für Herstammung der Theologen folgendes Bild: Ostpreußen 49 (19), Brandenburg 49 (4), Stadt Berlin 72 (30), Pommern 34 (—), Posen-Westpreußen 2 (—), Niederschlesien 53 (64), Oberschlesien 4 (77), Sachsen 54 (4), Schleswig-Holstein 22 (3), Hannover 74 (50), Westfalen 60 (129), Hessen-Nassau 56 (2), Rheinprovinz 92 (362). — Aus andern deutschen Staaten studierten in Preußen Theologen 123 (35), davon die meisten aus Bayern 27 (1) und Württemberg 25 (1). Reichsländer 53 (15).

Nebenbeschäftigung hauptsächlich Unterricht 68 (19), dann Bürotätigkeit 25 (4), in den Ferien Unterricht 68 (33), Bürotätigkeit 33 (26), Landwirtschaft 20 (16), Arbeiter 15 (22).

Auf die Universitäten verteilen sich die Theologiestudierenden folgendermaßen (die zweite mit + angeschlossene Zahl bezeichnet die weiblichen): Berlin 239+8, Bonn 23+1 (319), Breslau 46 (209), Göttingen 133+1, Greifswald 52+2, Halle 98+1, Kiel 35, Königsberg 49, Marburg 117+6, Münster 44+1.

Insgesamt waren an sämtlichen Hochschulen Preußens 26 526 männliche und 3475 weibliche Studierende immatrikuliert. G W

Kleine Mitteilungen. Der „Affenprozeß" in Amerika (siehe unter Chronik) ist ein ebenso trauriges wie lächerliches Zeichen für den Erfolg, den der Fundamentalismus drüben schon gehabt hat. Mit wahrhaft kindlichem Eifer wirft sich ganz Amerika auf die Sensation. Vielleicht darf man hier doch einmal daran erinnern, was Deutschland da seiner wissenschaftlichen Theologie verdankt. Ein solcher Kampf um Darwin wäre doch heute bei uns nicht möglich, weil die Scheidung von Darwingläubigen und Kirchengläubigen nicht durchführbar wäre. — Das hindert nicht, daß auch bei uns sich ein äußerst starrer unbelehrbarer Konservatismus zuweilen angriffsfreudig regt. Der altlutherische Pfarrer von Königsberg läßt die Professoren der Königsberger Fakultät in einer besondern Schrift Spießruten laufen, indem er ihnen Verleugnung der Grundwahrheiten des Luthertums und Christentums schuld gibt. Genau so schrieben vor fünfzig Jahren Altlutheraner Sachsens gegen die Leipziger Fakultät, gegen Männer wie Kahnis, Luthardt, Delitzsch. Mit Zitaten aus den Bekenntnisschriften ist die Stellung einer geschichtlich orientierten Wissenschaft nicht mehr zu erschüttern, denn diese Bekenntnisse gehören selber der Geschichte an. Und historisch-kritische Theologie ist viel zu sehr von Wahrheitsernst und Hingabe an die Sache getragen, als daß sie durch die Vorwürfe eines blinden Konservatismus erschüttert werden könnte.

Die Haltung, die ein Blatt wie die Allgemeine Evangelisch-Lutherische Kirchenzeitung zu Stockholm einnimmt, ist nachgerade ein starkes Stück. So viel wir hören, ist ihr Leiter D. Laible als Vertreter der deutschen evangelischen Presse nach Stockholm delegiert. Das hindert ihn nicht, den Kongreß zu sabotieren. In Nr. 28 berichtet er von Anständen, welche die Teilnahme des gut lutherischen Landesbischofs Ihmels an der Stockholmer Tagung (er hält sogar die Eröffnungspredigt!) in bekenntnistreuen Kreisen Schwedens hervorgerufen habe, und gibt ohne ein Wort der Kritik eine Darstellung der Gothenburger Stiftszeitung vom 19. 6. wieder. Darnach erwartet D. Ihmels „auch im besten Fall von der Konferenz äußerst wenig". Er nimmt nur „durch die Verhältnisse genötigt und gezwungen teil". Er will nur dem Eindruck wehren „als ob die Lutheraner nichts mehr weiter in Deutschland zu bedeuten hätten"! In Oslo, wo sofort nach dem Konzil von Stockholm ein konfessionell-lutherisches stattfindet, wird für D. Ihmels der rechte Ort sein „um besser als in Stockholm zu betonen, was für uns zu wirklicher Einheit gehört". — Was wohl Luther zu einer solchen lutherischen Politik sagen würde! Und derlei läßt man sich in diesem Lager gefallen? Wir haben vom deutschen Luthertum viel zu hoch gehalten, als daß wir das für möglich gehalten hätten.

Das neueste Heft seiner Eiche widmet Siegmund-Schultze, der ein besonderes Recht dazu hat, Stockholm. Es enthält Beiträge von Schlatter, Deißmann, Jülicher, Harnack, Loofs, Schreiber, Th. Kaftan und dem Herausgeber. Unsre Leser sollen es sich nicht entgehen lassen. Siehe Sp. 648. R

Vom Katholizismus der Gegenwart

Am 17. Juni fand auf Grund einer Interpellation der sozialdemokratischen Partei eine Aussprache über das bayrische Konkordat im Deutschen Reichstag statt. Auf die Anfrage der Interpellanten erklärte der zuständige Staatssekretär Zweigert im Auftrag des Reichsministeriums des Innern, daß die frühere Reichsregierung zu dem Ergebnis gelangt sei, daß die Verträge mit der Reichsverfassung vereinbar seien. Die gegenwärtige Reichsregierung habe keinen Anlaß gefunden, von dieser Auffassung abzugehen. In der Debatte sprachen sich neben den Rednern des Zentrums und der Bayrischen Volkspartei auch die Deutschnationalen, die ihren katholischen Abgeordneten Wallraf vorschickten, sowie die Wirtschaftspartei (durch Professor D. Dr. Bredt-Marburg), und auch die Deutsche Volkspartei (durch Geh. Rat Prof. D. Dr. Kahl) im Sinne der Regierungserklärung aus, während außer den Sozialdemokraten auch die Demokraten (Prof. Dr. Schücking) und der Redner der Völkischen die Unvereinbarkeit der Konkordatsbestimmungen mit der Reichsverfassung feststellen zu müssen glaubten. Bemerkenswert ist ein Doppeltes: 1. die rein parteipolitische Behandlung der ganzen Konkordatsangelegenheit, die allerdings durch die stark agitatorische Einleitungsrede des Sozialdemokraten Sänger unterstützt war. Dieser bemühte sich nämlich um den Nachweis, daß die heutige Sozialdemokratie nicht so kirchenfeindlich gesinnt sei, wie das alte kaiserliche Regiment gegenüber der katholischen Kirche gewesen sei. 2. Die verhältnismäßige Ruhe und Abgeklärtheit der Verhandlung. Die Deutschnationalen, welche sonst die lautesten Rufer gegen „Rom" und den „Ultramontanismus" in ihren Reihen aufbringen könnten, haben, wie gesagt, durch einen ihrer Katholiken, eine Erklärung abgeben lassen, wonach sie von einer Beteiligung an der Debatte absahen, weil eine Verletzung der Reichsverfassung durch das bayrische Konkordat nicht zu erkennen sei; und wonach sie ferner erwarten, „daß etwaige Konkordatsverhandlungen des Reichs unter Wahrung unveräußerlicher Staatsrechte und unter Beobachtung der Zuständigkeit der Länder im Geist ehrlicher Parität gegenüber beiden christlichen Bekenntnissen zur Aufrechterhaltung und Stärkung des konfessionellen Friedens geführt werden". Die Redner aller Fraktionen waren Juristen, sie wahrten von vornherein den Ton sachlicher Objektivität.

Auf die Frage des Reichskonkordats, die von den Interpellanten auch gestellt war, ist der Staatssekretär Zweigert vom Reichsministerium des Innern nicht eingegangen. Außer dem deutschnationalen Redner sprach auch Geh. Rat Professor D. Dr. Kahl vom Reichskonkordat, das er sich als Rahmenkonkordat denkt. Er wünscht sogar dringend, daß ein solches zustande komme, in der Weise, „daß die von den einzelnen Ländern oder Kirchenprovinzen, also etwa den Staaten der oberrheinischen Kirchenprovinz, sukzessive abzuschließenden oder abgeschlossenen Konkordate unter ein einheitliches Mantelgesetz zusammengestellt werden". Nur so ließen sich nach seiner Meinung Konflikte zwischen der Kurie und einzelnen Ländern vermeiden, wenn einmal das Reich mit seiner konkurrierenden Gesetzgebungsgewalt eingreifen sollte. Kahl bekannte sich auch zu Gutachten, die er in solchem Sinne der Reichsregierung eingereicht hat. Erinnert man sich nun der Rede, die Dr. Jarres als Kandidat für die Reichspräsidentschaft am 25. März in München gehalten hat, worin er einerseits die bayrischen Kirchenverträge als einen wichtigen Schritt, den Frieden unter den Konfessionen zu fördern, begrüßte und dann mitteilte, daß er als Reichsminister des Innern „auf Grund von Verhandlungen mit der Kurie und dem Nuntius Pacelli den Entwurf eines Reichskonkordats vorlegte" —, so geht immerhin aus der Reichstagsdebatte vom 17. Juni der wichtige Tatbestand hervor, daß die Deutschnationalen und die Deutsche Volkspartei unter Führung von Kahl einem solchen auf dem Wege befindlichen Reichskonkordat zuzustimmen nicht abgeneigt sind.

*

Der Posten des Staatssekretärs im preußischen Unterrichtsministerium ist wieder besetzt worden, und zwar mit einem Katholiken, Ministerialrat Dr. Lammers, dem Bruder eines Zentrumsabgeordneten. Den vielfachen Presseäußerungen über die Vermehrung des Zentrumseinflusses in den Kultusangelegenheiten antwortet die katholische Presse mit einer Paritätsstatistik aus dem preußischen Kultusministerium, wonach „auf 10 höhere Beamte nur 1 Katholik" kommen soll.

*

Auf eine Kleine Anfrage einiger deutschvölkischen Abgeordneten stellte das Preußische Kultusministerium fest, daß das Kloster Grüssau in Schlesien nicht durch Schenkung den aus Prag vertriebenen Benediktinern überlassen worden sei, sondern die wegen ihrer Bauart für weltliche Zwecke nur beschränkt verwendbaren Klostergebäude, ausgenommen die Klosterkirche, deren Unterhaltspflicht den Staat jährlich rund 41 000 RM. gekostet hätte, seien mit einer Reihe von Belastungen, einschließlich der Baupflicht für die Klosterkirche, den Mönchen überlassen worden. Eine Dotierung sei überhaupt nicht erfolgt. Seit dem 9. November 1918 seien ferner folgende staatliche Besitzungen geistlichen Orden usw. zur Verfügung gestellt worden: 1. Das Kloster Arnstein, das schon bisher für kirchliche Zwecke verwendet wurde, wurde 1922 an den katholischen Zentralkirchenfonds für 15 445 M. zwecks Unterbringung einer Ordensniederlassung verkauft; 2. Die frühere Erziehungsanstalt Steinfeld im Reg.-Bez. Aachen wurde 1924 an den erzbischöflichen Stuhl von Köln zur Unterbringung einer Ordensniederlassung gegen eine Jahrespacht von 3170 RM. und Übernahme der gesamten Baulast auf 30 Jahre verpachtet; 3. Die Abteikirche Maria Laach wurde 1923 an die Benediktiner aufgelassen, wofür diese die Unterhaltung im Sinne der Denkmalpflege übernahmen. Auch durch diese Übertragungen habe der Staat eine erhebliche dauernde Entlastung erfahren. In allen Fällen wurde vertraglich festgelegt, daß die Unterhaltung der übergeeigneten Baudenkmäler stets im Einvernehmen mit den zuständigen Denkmalpflegestellen zu erfolgen hat.

*

Die Danziger Katholiken haben sich bei ihrem Besuch des Heiligen Jahres nicht einem polnischen Pilgerzug, sondern einem solchen des Münsterlandes angeschlossen, was den polnischen

Botschafter zu einer Beschwerde beim Heiligen Stuhl veranlaßt hat. Daraufhin hat eine Katholikenversammlung in Danzig beschlossen, beim Magistrat Danzig und bei der Kurie die Errichtung eines Bistums Danzig zu betreiben.

*

Der Erzbischof von München, Kardinal Faulhaber, war wegen seines Verhaltens in den Hittlerwirren im Winter 1923/24 von einem jugendlichen völkischen Redakteur als „ein verschlagener Diplomat, ein gefährlicher Führer vaterlandsfeindlicher Bestrebungen, ein Intrigant größten Ausmaßes" bezeichnet worden. Die vor einem Hamburger Gericht durchgeführte Beleidigungsklage führte zu einer Freisprechung des jungen Schriftleiters, weil „das Gericht in dem Kampf der volkischen Presse gegen außerdeutsche Einflüsse, auch diejenigen der ultramontanen Partei, die Wahrnehmung eines berechtigten Interesses aller nicht zur katholischen Kirche gehörenden Deutschen erblickt". Das Urteil, das auch in Blättern, wie der „Köln. Zeitung" und der „Deutschen Allg. Zeitung" als seltsam empfunden wurde, beleuchtet schlaglichtartig die Verfahrenheit unsrer interkonfessionellen Lage.

*

In der Schweiz macht ebenfalls ein Gerichtsurteil mit konfessionellem Hintergrund viel von sich reden. Der katholische Pfarrer A. Keller von Weesen (Kt. St. Gallen) hat in seiner diesjährigen Neujahrspredigt sich über die im Jahre 1924 in seiner Gemeinde vorgekommenen Mischehen mit nichtkatholischer Kindererziehung dahin ausgesprochen, diese Ehen seien schlimmer als der (ebenfalls im letzten Jahr vorgekommene) Raubmord von Schattdorf. Auch sonst fiel über die „Judastat" solcher „heiratssüchtigen, aber nicht gottesfürchtigen jungen Leute" in der temperamentvollen Predigt manch kräftiges Wort. Der Stationsvorsteher von Weesen, ein freisinniger Katholik, hat über diese Predigt zwei mißbilligende Einsendungen an zwei Blätter der Nachbarschaft gerichtet, worüber er von seinem Pfarrer wegen Beleidigung angeklagt wurde. Von dem zu vier Fünftel aus katholisch-konservativen Richtern zusammengesetzten Bezirksgericht wurde der beklagte Stationsvorsteher zu 150 Fr. Buße, zu einer außerordentlichen Entschädigung von 500 Fr. an den Pfarrer und zu vier Fünfteln der Gerichtskosten verurteilt. In der „N. Züricher Zeitung" (Nr. 984, 996, 1030, 1036, 1068) haben sich die verschiedensten Stimmen über die Neujahrspredigt und das nachfolgende Gerichtsurteil geäußert. Insbesondere verteidigt sich der katholische Pfarrer selbst, daß er „nur ein theologisches Urteil" gefällt habe. Der Streitfall ist an das Kantonsgericht als höhere Instanz weitergegeben.

*

Zur Eröffnung der Aachener Heiltumfahrt (vgl. Nr. 22/23 Sp. 525/26) bringt die „Germania" Nr. 317 vom 10. Juli in der Tat einen Begrüßungsartikel, worin mit allerhand gelehrtem Kleinkram die Beziehungen Karls d. Gr. zum Orient bezeugt und der Nachweis geführt werden soll, daß die Reliquien echt sein können. „Solange man also nicht Beweise des Gegenteils beizubringen vermochte, soll und darf man den Glauben frommer Katholiken nicht schwächen"!!

*

In der Tschechoslowakei wurde am 6. Juli der Todestag von Huß als nationaler Feiertag zum erstenmal seit Erlaß des Feiertagsgesetzes unter großen Kundgebungen des Volkes und offizieller Beteiligung der Behörden gefeiert. Präsident Masaryk hielt eine der Festreden. Der päpstliche Nuntius in Prag ist, nachdem seine vorhergehenden Warnungen unbeachtet geblieben waren, noch am selben Tage demonstrativ abgereist; wie von Seite der Kurie offen zugegeben wird, auf Anweisung des päpstlichen Stuhles.

*

Der diesjährige Lordmajor von London Sir Alfred Bower und seine beiden Sheriffs sind zufällig alle drei katholisch. Sie gaben in Mansion Hall ein Festessen zu Ehren der katholischen Hierarchie, zu dem sämtliche prominente Katholiken der britischen Inseln, des diplomatischen Korps, der Parlamente, des Adels usw. eingeladen wurden. „Es war die eindrucksvollste katholische Versammlung unseres Jahrhunderts in England", berichtet „Universe". Der Lordmajor sprach über das Motto seiner Stadt „Domine dirige nos", und schätzte sich glücklich, daß sein Amtsjahr mit dem Jubeljahr der ganzen Kirche zusammenfalle. Seine Rede galt dem Erzbischof von Westminster, dem Kardinal von Bourne, der in seiner Erwiderung betonte, daß diese Zusammenkunft ein großes Ereignis in der Geschichte Englands bedeute, „in dem Augenblicke, in dem unter der reichen und erleuchteten Führung unseres heiligen Vaters die katholische Kirche ihre Lebensfähigkeit zeigt, ihre Einheit und ihre Katholizität offenbart und ihren Einfluß in einer Weise ausübt, die Niemand, besonders nicht die heutige Generation gleich oder mächtiger gesehen hat".

*

Die Interessen der katholischen Kirche bei den gegenwärtigen Wirren in China werden beleuchtet durch einen Depeschenwechsel, über den der Osservatore Romano vom 24. Juni berichtet. Danach hat das meist protestantische Professorenkollegium der nationalen Universität in Peking ein Telegramm am 15. Juni an den Papst gerichtet, er möge gegenüber den blinden und unmenschlichen Bluttaten, die in den internationalen Orten Shanghais, Hongkongs und anderwärts „von im Christentum aufgezogenen Leuten begangen wurden", die Stimme der Vernunft und der christlichen Brüderlichkeit zur Auswirkung bringen. Daraufhin hat der Papst durch den apostolischen Delegaten in China, Msgr. Constantini, „dem großen chinesischen Volke seine Anteilnahme aussprechen lassen, mit Bedauern über das Blutvergießen, und mit Wünschen für die Wiederherstellung der Ordnung, der Eintracht, des Geistes gegenseitigen Verständnisses gemäß der christlichen Gerechtigkeit, Billigkeit und Nächstenliebe". Dieser apostolische Delegat ist im August 1922 unter dem Widerspruch Frankreichs, das allein die „christlichen", d. h. katholischen Interessen in China zu vertreten beansprucht, als „kirchlicher", d. h. nicht diplomatischer Vertreter des heiligen Stuhles im Lande der Mitte abgeordnet worden. Er wohnt außerhalb der Gesandtenstadt und hat deshalb auch nicht teil an den verhängnisvollen Entscheidungen des diplomatischen Korps, die zum Blutvergießen führten. Nach Augsb. Postzeitung Nr. 147.

*

In Mexiko hat sich eine Nationale „Apostolische Kirche" unter einem „Patriarchen" Perez gebildet aus bisherigen Anhängern und Priestern der römisch-katholischen Kirche. Der Staatspräsident Dr. Calles hat der neuen Kirche mehrere gottesdienstliche Räume von den durch die Regierung bisher geschlossenen Kirchen zur Verfügung gestellt. H H

Wöchentliche Chronik

Vom hannoverschen Landeskirchentag: Marahrens wurde (vgl. v. Nr.) fast einstimmig zum Landesbischof gewählt. Missionsdirektor Haccius verursachte eine Bekenntnisdebatte durch die Erklärung, daß die Ernennung eines liberalen Geistlichen zum Landeskirchenrate große Beunruhigung hervorgerufen habe; Rechtsanwalt Oldermann-Osnabrück erwiderte, daß auch die Freunde der evangelischen Freiheit auf dem Boden der rechten Lutherischen Kirche ständen und daß er Niemandem das Recht zugestehe, über seinen Glaubensstand zu urteilen. Den landeskirchlichen Gemeinschaftsschriften wurde das Recht besonderer Abendmahlsfeier in der Kirche zugesprochen; auch solche dürfen teilnehmen, die der Gemeinschaft nicht angeschlossen sind. Ein Facharbeiter für soziale Arbeit, Entlassenenfürsorge, apologetische Arbeit, Seelsorge unter Studenten wurde bewilligt.

Zum Falle Baumgarten hat der Senat der Universität Kiel folgende Erklärung beschlossen, die gleichzeitig dem preußischen Kultusminister und dem Verband der deutschen Hochschulen zuging: „Das Landeskirchenamt hat in seiner von ihm veröffentlichten, an die Theologische Fakultät gerichteten Eingabe vom 9. Mai 1925 es für unvereinbar mit der Stellung eines Professors der evangelischen praktischen Theologie erklärt, daß dieser in einer Wahlversammlung für den Kandidaten Marx eingetreten ist. In der Öffentlichkeit könnte damit der Eindruck entstehen, als ob der politischen Betätigung eines akademischen Lehrers Schranken seitens der kirchlichen Behörde gesetzt werden sollten. Der akademische Senat nimmt als eine rein akademische Körperschaft keine Stellung zu der politischen Wirksamkeit eines Professors, erklärt aber, daß er allen Versuchen, die Freiheit politischer Äußerung der Professoren zu beschränken, jederzeit entgegentreten wird."

Staat und Kirche in Sachsen haben sich, wie Sp. 693 gemeldet, geeinigt, die Streitfrage über die staatlichen Verpflichtungen gegenüber der Kirche einem vom Reichsgericht gebildeten Schiedsgericht zu unterbreiten. In Anhalt hat der Staat den gleichen Vorschlag abgelehnt, so daß hier der Prozeß durch alle Instanzen getrieben werden muß und dadurch große Kosten entstehen, die in dem fast rein evangelischen Lande in jedem Falle dieselben Personen in der Hauptsache zu tragen haben.

In Mecklenburg und Hannover haben die Landeskirchentage die Frage plattdeutscher Gottesdienste beraten; in Hannover spielten die Verhandlungen sich teilweise in plattdeutscher Mundart ab: wohl der erste Fall in einem Parlament.

In Breslau hielt der Professor der Philosophie Rev. Dr. G. R. Dodson von der Staatsuniversität in St. Louis, Missouri, eine Gastvorlesung in englischer Sprache über Constructive Though in America in der Universität.

Die Reichskonferenz kommunistischer Lehrer fordert in einem Aufruf an die gesamte deutsche Lehrerschaft Verbot jeder religiösen Unterweisung innerhalb der Unterrichtszeit und der Schulräume, Austritt aller Lehrer an den weltlichen Schulen aus der Kirche, Klassenkampfeinstellung des gesamten Unterrichts.

Die völkische Wochenschrift „Vaterland", die in Hamburg erschien und wieder eingegangen ist, beschuldigte zur Zeit der völkischen Hochflut die Kardinäle Hartmann-Köln und Faulhaber-München des Hochverrats. Kardinal Faulhaber stellte Strafantrag, das Gericht sprach, ohne den Beweis für die Richtigkeit der Behauptung durchzuführen, den Angeklagten frei mit einer Begründung, in der es u. a. heißt: „Die Wochenschrift ‚Vaterland' erblickt mit der Mehrzahl der Deutschen in dem Ultramontanismus eine Macht, die ihre Maßnahmen nicht nach dem Bedürfnis des eigenen Volkes trifft, sondern nach derjenigen einer

außerhalb des eigenen Volkes stehenden Macht, wie sie das Papsttum darstellt. Das Gericht sieht in dem Kampf der völkischen Presse gegen außerdeutsche Einflüsse, also auch gegen die ultramontane Partei, die Wahrung der berechtigten Interessen aller nicht zur katholischen Kirche gehörenden Deutschen, so daß dem Beklagten für den Inhalt seiner Behauptung der Schutz des § 193 zuzubilligen ist. In der Form ist sein Artikel auffallend, aber es erscheint dem Gericht zweifelhaft, ob er sich dessen bewußt gewesen ist, da er eine leidenschaftlich überspannte Natur und bei Abfassung des Artikels erst 24 Jahre alt war." FZ 507

In Holland entscheiden sich die politischen Wahlen nach kirchlichen Gesichtspunkten (umgekehrt, wie neuerdings weithin in Deutschland). Bei der letzten Wahl erlangten die kirchlichen Parteien 58 Mandate (2 weniger), die unkirchlichen 42 (2 mehr). Die wichtigeren Parteien entwickelten sich wie folgt:

	1909	1918	1922	1925
Katholiken	25	30	32	30
Antirevolutionäre	25	13	16	13
Christlich-Historische	10	7	11	11
Freisinnig-Demokraten	9	5	5	7
Sozialdemokraten	7	22	20	24
Liberale (Konservative)	24	10	11	9

FZ 492

Eine Anzahl führender Männer Frankreichs wandte sich in diesen Tagen mit einem „Aufruf an die Gewissen" an das ganze französische Volk. Sein Verfasser ist der Schriftsteller Viktor Marguerite; etwa 100 der bekanntesten Politiker, Militärs, Professoren, Schriftsteller und Künstler haben ihn unterzeichnet. Er fordert um der Wahrheit, Gerechtigkeit und des Friedens willen die Ausmerzung der Artikel 227 bis 331 aus dem Friedensvertrag von Versailles, welche das Deutschland mit Gewalt abgezwungene Bekenntnis seiner Alleinschuld und das darauf sich stützende Recht zu Sanktionen formulieren. FZ 503 *)

Der Generalrat von Lothringen hat sich für die Abschaffung der gesetzlichen Sonntagsruhe und die Einführung eines wöchentlichen Feiertags, der nicht der Sonntag zu sein brauchte, ausgesprochen.

Zwischen Kurie und Tschechoslowakei sind wegen Verketzerung des Johannes Hus ernste Unstimmigkeiten entstanden. In ihrem Verlaufe wurde der päpstliche Nuntius in Prag nach Rom berufen. Die tschechische Regierung antwortete damit, daß sie ihren Gesandten heimrief. „Die katholische Kirche muß Hus als Ketzer betrachten und kann auf seine nationale Bedeutung keine Rücksicht nehmen, zumal da die Katholiken in der Tschechoslowakei die Mehrheit bilden." FZ 511 (s. Sp. 667).

Das Prager Diakonissenhaus ist nach Zöptau verlegt.

In Ragusa, Dalmatien, erregt eine hölzerne Madonna die Massen dadurch, daß sie die Augen öffnet und schließt. Die Statue, 1874 in Bergamo modelliert, befindet sich seit 50 Jahren auf dem Hauptaltar des Domes. FZ 480

Die Anti-Darwin-Bewegung in Amerika (siehe Sp. 573) nimmt groteske Formen an. In Dayton, Tennessee spielt der Prozeß gegen Professor John Tee Scopes. Der 23 Jahr alte Angeklagte hat seinen Schülern aus einem Handbuch für höhere Schulen einen Abschnitt über den Urzustand des Menschen vorgelesen. Das verstößt gegen das Gesetz von Tennessee. Bryan hat sich dem Staatsanwalt zur Verfügung gestellt, fungiert sozusagen als Nebenkläger. Wenn Darwin durchdringen sollte, führt er aus, dann ist es mit dem christlichen Glauben und der Bibel zu Ende. Den Darwingläubigen kommen die Verteidiger der Lehrfreiheit zu Hilfe. Die Sensation ist enorm. Tausende überfluten die „Affenstadt", um den „Affenprozeß" mit zu erleben. (Das augenblickliche Schlagwort heißt: Gorilla oder Gott. D Z 318.) — Bischof Rice, Gründer der Liberal Church, hat einen Bruder Affen mit auf die Kanzel genommen und Entsprechendes für seine Kirche proklamiert. Nach FZ 505 und 506

In Estland haben sich geistliche und weltliche Abgeordnete der lutherischen, der griechisch-orthodoxen Kirche, der Methodisten, der Baptisten, des Christlichen Vereins junger Männer und des Bundes für christliche Liebestätigkeit zum gemeinsamem Kampfe gegen den Alkohol im Sinne der amerikanischen Anti-Saloon-Liga zusammengeschlossen. An der Spitze stehen Bischof Kükk, Metropolit Alexander, der ehemalige Parlamentspräsident Törreisen und der Professor der Theologie Ramahägi.

Die Stadt Bombay will das Alkoholverbot in zehn Jahren durch allmähliche Einschränkung durchführen.

China. Der „christliche" General Feng Yu-hsiang erließ eine Botschaft an alle unterdrückten Christen der Welt. Darin heißt es: Leider haben wir bisher im Zusammenhang mit den wiederholten Massakren in China von den ausländischen Missionaren noch keine Äußerung zu dieser Lage erhalten. Nach meiner bescheidenen Ansicht habt ihr Missionare sicherlich aufrichtigstes Mitgefühl für die Leiden der Arbeiter und habt die jüngsten Massakres unschuldiger Chinesen ohne Zweifel als vollkommen unentschuldbar betrachtet. Da ihr jedoch unter dem mächtigen Druck imperialistischer Regierungen lebt, nehme ich an, daß ihr nicht in der Lage seid, euren gerechten Ansichten freien Ausdruck zu verleihen, da ihr befürchtet, daß ihr euch die Ungnade eurer Regierungen und den Haß der kapitalistischen Klasse zuziehen könntet, was eurer eigenen Stellung schaden würde. Ihr wißt, daß Jesus wiederholt die Sünden der Pharisäer verurteilte und keinerlei Furcht vor ihrer Macht empfand. Ich möchte euch das Wort der Bibel in Erinnerung bringen: „Fürchtet nichts, sondern sprecht und haltet nicht an euch." Denkt auch an das 10. Kapitel Matthäi: „Fürchtet nicht jene, die den Leib töten, aber die Seele nicht töten können." Wenn wir unsere Augen diesen Weisungen des Meisters verschließen, was ist denn dann die Pflicht eines Christen? Seid auf keinen Fall so schweigsam „wie eine erfrorene Zikade", wie wir Chinesen sagen. Gerade weil ihr unter dem Druck des Imperialismus steht, solltet ihr erbittert für die Aufrechterhaltung christlicher Moral und die Ehrenrettung der Missionen kämpfen. Nur wenn ihr dies getan haben werdet, wird man sagen können, daß das Christentum vor dem Bankerott gerettet werden kann. Es steht bei euch, sofort zu handeln.

Von den Ernsten Bibelforschern hat sich ein Teil unter dem Namen „Wahrheitsfreunde" abgespalten, die die „Wachtturmgesellschaft" unter Balzereit in Magdeburg als der Irrlehre verfallen ansehen, ihre Schmäh- und Anklageschrift gegen die Geistlichen bekämpfen und die Absetzung des Führers Rutherford fordern.

Die Universität Jena wurde für ausländische Juden gesperrt. Als Jude gilt, wer nicht den notariellen Ausweis erbringt, daß beide Eltern und sämtliche vier Großeltern Christen sind oder waren. DZ 330

1912 gab die Britische Bibelgesellschaft ein Neues Testament in Esperanto heraus, demnächst folgt das Alte. FZ 530

Von Personen. Berufen: Professor D. Paul Tillich in Marburg zum Ordinarius für systematische Theologie in Gießen. Promoviert: Professor der Geschichte Justus Hashagen-Köln, Konsistorialrat Frhr. v. d. Goltz-Koblenz, Pfarrer Niemöller-Elberfeld zu DD. von Bonn, Oberkonsistorialrat Theodor Lang in Berlin zum D. von Königsberg, Paul Le Seur, Leiter bisher der Berliner Stadtmission, nunmehr des Jugendwerks auf dem Hainstein, zum D. von Berlin, Pfarrer Friedrich Walter in Worms zum D. von Gießen, Pfarrer Christian Neff in Weierhof, Baden, und Professor Albert Eckhof in Leiden zu DD. von Zürich, Dr. Macfarland in New York, Generalsekretär des Federal Council, zum D. von Genf, Erzbischof D. Söderblom zum Dr. phil. h. c. von Upsala. Gewählt: Zum Ordinarius für A.T. in Bern Pfarrer D. Max Haller in Herzogenbuchsee. Emeritiert: Professor D. Gottlob Haußleiter in Halle. Angenommen hat Reichsgerichtspräsident Dr. Simons die Wahl zum Vorsitzenden des Evangelisch-Sozialen Kongresses. E St

---

Eine Konferenz der **Deutschen Freunde des Quäkertums** findet 23.—26. Juli in Eisenach statt. 23. Abends Eröffnung durch Albert Russell. 24. Alfons Paquet: Das deutsche Geistesleben und das Quäkertum; v. Schulze-Gävernitz: Die soziale Botschaft der Freunde. 25. Emil Fuchs u. A.: Geistige Bewegung und Gemeinschaftsbildung. 26. Andacht. Alles in der Clemda, Herbertstraße 3. Anmeldungen usw. an Rudolf Matta, Richard-Wagner-Straße 1.

26.—28. Oktober findet in Michelstadt, Odenwald, eine Tagung statt über Fragen der **Religion und Pädagogik.** Redner die DD. Flöring, Krüger, v. Schubert und Jelke. Freiquartiere durch Pfarramt Michelstadt.

Die dritte Internationale Pädagogische Konferenz des Internationalen Arbeitskreises für Erneuerung der Erziehung findet 2. bis 15. August in Heidelberg statt. Gesamtthema: „Entfaltung der schöpferischen Kräfte im Kinde." Täglich Vorträge und Aussprachen. Außer deutschen Rednern, wie Martin Buber, Albrecht L. Merz, Wilhelm Lamszus, Heinrich Jakoby und Peter Petersen, Redner aus allen Ländern. Auskunft: Sekretariat der Konferenz in der Stadthalle Heidelberg.

Allgemeine Deutsche Christliche Studentenkonferenz, die 34., in Schlitz, Oberhessen, vom 3.—8. August. Heim: Unser wissenschaftlicher Beruf. Michaelis (der Reichskanzler): Der Christ im Wirtschaftsleben. Leithäuser: Schuld und Sühne. Rendtorff, Lic.: Das Leben in Kraft. Würz: Gottes Ringen um die Menschheit. 10.50 M. für Unterbringung, Verpflegung usw. Anmeldungen: Geschäftsstelle der Deutschen Christlichen Studentenvereinigung Berlin N. 4, Tieckstraße 17.

Versammlungskalender

Juli 23.—26. Deutsche Freunde des Quäkertums Eisenach.
August 3.—9. Allgemeine Christliche Studentenkonferenz Schlitz.
19. 20. Augustkonferenz (ev.-luth. Konferenz).
19.—30. Weltkonferenz Stockholm.
September 19.—22. Deutscher Verband für Kindergottesdienst Stuttgart.
20.—22. Gustav Adolf-Verein Gießen.
28.—2. Oktober. Deutsche Philologen und Schulmänner Erlangen.
Oktober 4. 5. Evangelisch-Sozialer Kongreß Nürnberg.
5.—7. Bund für Gegenwartschristentum Coburg.
26.—28. Religion und Pädagogik Michelstadt.

*) Haben unsre Leser aus ihrer Zeitung etwas davon erfahren? Und welchen Schluß ziehen sie daraus, wenn es nicht geschehen ist? D H

Verantwortlich: Lic. theol. Georg Wünsch, Marburg a. L.

Bund für Gegenwartchristentum

5.—7. Oktober 1925 in Coburg.

Montag, 5. Oktober, abends 8 Uhr: Begrüßungsabend im Saale des Hofbräuhauses. Vortrag von Professor D. Heussi (Jena): **Luther und der Bauernkrieg.**

Dienstag, 6. Oktober, früh 8½ Uhr: Morgenfeier in der Schloßkapelle. — 9½ Uhr: Erste Hauptversammlung im Kongreßsaal auf der Feste. Vortrag von Staatspräsident a. D. Dr. Hieber (Stuttgart): **Der protestantische Staatsgedanke.** Aussprache. — 3½ und 4 Uhr: Führungen durch die Sammlungen der Burg. — 5 Uhr: Fortsetzung der Aussprache. — 8 Uhr: Aufführung des **Mysteriums** „Die Apostel" im Saale des Gesellschaftshauses.

Mittwoch, 7. Oktober, früh 8½ Uhr: Sonderversammlung des **Allgemeinen Evangelisch-Protestantischen Missionsvereins** im Kongreßsaal. — 9½ Uhr: Zweite Hauptversammlung im Kongreßsaal. Vortrag von Geh. Kirchenrat Professor D. Weinel (Jena): **Völkische Bewegung und Christentum.** — Nachmittags Ausflug nach der Rosenau. — Abends Beisammensein im Gasthof zum Bär.

Wohnungsanmeldungen (einige Freiquartiere, Privatquartiere 2.50 M., Hotels 3.60—5 M., im „Festungshof" 25 Betten zu 4 M.) baldigst an Direktor Meckel in Coburg, Gaswerk.

Dienstag, den 4. August, nachmittags 5½ Uhr

Zusammenkunft

von „Freunden der Christlichen Welt"

im Heim in Friedrichroda, Schreibersweg 6

Vortrag von Lic. Paul Rohrbach-Berlin

„Reiseeindrücke".

Gäste willkommen.

Evangelischer Diakonieverein E. V.

Berlin-Zehlendorf, Heidestraße 20

(2000 Schwestern, 300 Arbeitsfelder)

Unentgeltliche theoretische und praktische Ausbildung für evang.-junge Mädchen und alleinstehende Frauen in der allgemeinen Krankenpflege, Wirtschaft, sozialen Erziehungsarbeit, Kinderkrankenpflege, Säuglingspflege, Wochenpflege und Geburtshilfe — mit und ohne staatliche Prüfung — in den Vereins-Ausbildungsstätten zu Bernburg (Anhalt), Bielefeld, Danzig, Dresden, Düsseldorf, Elberfeld, Erfurt, Frankfurt a. M.; Magdeburg, Merseburg, Potsdam, Ratingen und Stettin. — Ohne Kautionsstellung und Verpflichtung für die Zukunft. — Taschengeld und Stellung der Schülerinnen-Arbeitstracht. Bei Anstellung zeitgemäße Besoldung und zeitgemäßes Ruhegehalt für Alter und Invalidität. — Voraussetzung: Höhere Schulbildung, Eintrittsalter 18—30 Jahre.

Prospekt und nähere Auskunft durch den **Ev. Diakonieverein.**

Strebsame Leute

finden lohnende Beschäftigung. Zuschriften an **Merkur, Leipzig-Anger,** Körnerstraße 16.

Anzeigen

in der „Christlichen Welt" finden weitgehendste Beachtung in den besten geistig hochstehenden Kreisen und ihrer Frauenwelt!

Landheim Martin-Magsaam

Wimpfen am Neckar

Erholungsaufenthalt für Kinder täglich 2.50 Mk., jg. Mädchen 3 Mk.

Waldheim Maria Katterfeld

b. Georgenthal i. Th.

500 m hoch. Südlage, dicht am Hochwald. Schwimmbad. Volle Pension 5,50. **M. Schapper.**

Demnächst erscheint:

Karl König

Das Schicksal

Eine Auseinandersetzung mit den Grundtatsachen menschlicher Existenz

Preis M. 2.50

Es weiß der Mensch von heute zwar alles das, was er kann und schaffen kann. Aber er weiß nichts mehr von dem, was er nicht kann und niemals schaffen kann. An dieser entscheidenden Stelle mitzuhelfen, daß die Blicke wieder hell werden, hell für den Menschen selbst und für sein Schicksal: das ist der Wille dieser kleinen Schrift, und ihr letzter Ertrag stimmt zusammen mit dem, was kein anderer als Jesus von Nazareth, und nach ihm Martin Luther, als die einzige, rettende und erlösende frohe Botschaft der Menschheit verkündigt haben.

LEOPOLD KLOTZ VERLAG / GOTHA

Arbeitsfreudige jg. Mädchen (18—35 J.) mit guter Schulbildung werden zur Ausbildung als **Schwestern für Heil-, Erziehungs-, Krankenanstalten** und **Frauenkliniken** gesucht. Staatsanstellung, gutes Gehalt, Pensionsberechtigung. Aufnahmebedingungen w. versendet.

Staatliches Schwesternhaus Arnsdorf, Bez. Dresden

Geh. Reg.-Rat D. Naumann.

Erziehungs- und Unterrichts-Anstalten der Hoffbauer-Stiftung

Potsdam-Hermannswerder 229.

Säuglingsheim, Kindergarten

Oberlyzeum neuen Stils (Berecht. z. Univ.-Stud.)

Frauenschule mit staatl. Berechtigungen

Kinder-Erholungsheim Sonnenschein

Königsfeld im Schwarzwald. 770 Meter ü. Meer.

Kleines Familienheim.

Ich suche für ein im Haushalt geübtes Fräulein leichtere **Vertrauensstellung** in besserem Hause. Die Betreffende ist Anfang dreißig, ein feiner, treuer, durchaus zuverlässiger Charakter. Volle Familienzugehörigkeit Bedingung. Gehalt nach Uebereinkunft. Näheres: Pfarrer **O. Meyer, Niedereggenen** bei Müllheim (Baden).

Tüchtiges Mädchen, das gut kochen kann u. ziemlich selbständig alle Hausarbeiten machen kann, zum 15. August gesucht.

Gefl. Angebote unter **Sch. 29** an den Verlag.

Monatlich zwei Doppelnummern — Im Inland monatlich zu beziehen durch alle Postämter im Ausland vierteljährlich nur durch Kreuzband vom Verlag unmittelbar — Haltegebühr im Inland für den Monat August Goldmark 1.—; im Auslande für das Vierteljahr Juli—Septbr. Goldmark 3.—; Porto nach dem jeweiligen Posttarif. Einzelpreis der Doppelnummer Gm. —.60. — Anzeigengebühr: die viergespaltene Millimeterzeile Goldmark 0.20, bei sogenannten kleinen Anzeigen (z. B. Stellungsgesuchen) Goldmark 0.15. Größere Anzeigen nach Tarif. — Postscheckkonto Erfurt 23182. — Leopold Klotz Verlag, Gotha

Druck von Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha

Die nächste Nummer der Christlichen Welt erscheint am 6. August

Dieser Nummer liegt bei: Prospekt des Verlages **Eduard Pfeiffer, Leipzig.** Um angelegentliche Beachtung wird gebeten